79182

J. Loder. del. Joh: Boehm. sc.

Vater Hellwig
unter
seinen Kindern.

Zur
nützlichen und angenehmen Unterhaltung
in
Familien

von
C. W. Spieker.

Mit Kupfern.

Nürnberg,
bei Friedrich Campe.
1809.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Bei allen meinen Schriften für die Jugend mache ich mir es stets zur heiligsten Pflicht, außer der Bereicherung ihrer Kenntnisse und der Aufklärung ihres Verstandes, auch die Weckung und Belebung des Sinns für Religiosität und reine Sittlichkeit, für Natur- und Menschenliebe, für die Freuden des Fleißes und der Häuslichkeit, für alles, was dem Menschen einen bleibenden Werth gibt, und die Ruhe seines Lebens unter allen Stür-

men der Außenwelt sichert, nie aus den Augen zu verlieren. Und sollte ich auch diese mannigfachen Zwecke nicht immer so erreichen, wie es die Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes und der innigste Wunsch meines Herzens verlangen, so wird es mir doch Belohnung genug seyn, wenn man findet, daß ich sie nicht ganz verfehlt habe. Ich möchte so gerne nach meinen geringen Kräften auch ein Schärflein zum Wohl unserer aufblühenden Söhne und Töchter beitragen.

In der jetzigen Schrift habe ich theils durch Darstellungen aus dem innern häuslichen Leben, theils durch kleine Gemälde aus dem großen Gebiet der Geschichte, und durch

Erzählungen aus der Völker- und Länderkunde, den traulich versammelten Familienkreisen eine vielleicht nicht unwillkommene Unterhaltung darbieten und ihnen dieselbe durch das miscere utili dulce zugleich lehrreich und angenehm machen wollen. Von dem Beifall des Publikums wird die Zahl der Bände dieser Schrift abhängen.

Inhalt.

Einleitung.

Seite
Vater Hellwig unter seinen Kindern. - 1

Erster Abend.

Der Schweizerknabe. - - - 14

Zweiter Abend.

Fortsetzung und Beschluß. - - - 26

Dritter Abend.

Alexander Selkirk, oder der eigentliche Robinson. - - - - 44

Vierter Abend.

Fortsetzung. Die Insel Juan Fernandez. - 57

Fünfter Abend.

Beschluß. Die Erlösung. Heinrich Will. 71

Seite

Sechster Abend.

Die glücklichen Bewohner von St. Kilda. 89

Siebenter Abend.

Die Verwüstung der Stadt Speyer, im Jahre 1689. - - - 102

Achter Abend.

Pelsarts Schicksale auf seiner Reise nach Ostindien. - - - 118

Neunter Abend.

Beschluß der vorigen Geschichte. Die Empörung. - - - - 135

Zehnter Abend.

Die Verwiesenen. - - - 150

Eilfter Abend.

Fortsetzung. - - - - 168

Zwölfter Abend.

Beschluß der vorigen Erzählung. - 184

Seite

Dreizehnter Abend.

Johann Baumerin und sein Sohn. 209

Vierzehnter Abend.

Konrad und Konradin von Schwaben. - - - - 226

Funfzehnter Abend.

Fortsetzung und Beschluß. - - 241

Vater Hellwig unter seinen Kindern.

Als Einleitung.

Der Kaufmann Hellwig war ein recht glüklicher Familienvater und ihn in der Mitte seiner Kinder zu sehen, gewährte einen erfreulichen, herzerhebenden Anblick. Er hatte drei Söhne und eine Tochter. Alle hiengen mit inniger Liebe an ihrem Vater. Wilhelm, der älteste von den Söhnen, war vierzehn Jahre alt und hatte sich durch einen ernstlichen, anhaltenden Fleiß so große Fertigkeiten im Rechnen und Briefschreiben erworben, daß er dem Vater bei seinen Geschäften schon hülfreiche Hand leisten konnte. Geschichte und Länderkunde waren seine liebsten Wissenschaften, die ihn oft bis tief in die Nacht an seinen Arbeitstisch fesselten. Der Vater hatte ihm an seinem lezten Geburtstage

Beckert Weltgeschichte für die Jugend geschenkt, und nun ruhete er nicht eher, als bis er alle Bände vom Anfang bis zu Ende gelesen, und das Gelesene seinem Gedächtnisse tief eingeprägt hatte.

Außerdem wandte er vielen Fleiß auf Erlernung der französischen und englischen Sprache, die beide für einen Kaufmann — denn er hatte sich das Geschäft des Vaters zu seiner künftigen Bestimmung gewählt — so überaus nützlich und nothwendig sind. Uebrigens war sein Charakter ernster und bedächtiger, als er es gewöhnlich bei vierzehnjährigen Knaben zu seyn pflegt. Man sah ihn keinen Augenblick müßig, sondern in einer beständigen Thätigkeit. Er liebte die Ordnung und Pünktlichkeit, hielt jedem sein gegebenes Wort und lebte mit seinen Geschwistern und Freunden, immer in Friede.

August, der zweite Sohn, war ein lebhafter feuriger Knabe von zwölf Jahren. Aus seinen schwarzen Augen glühete Muth und Kühnheit und die rauschenden, wilden Spiele waren ihm die liebsten. Darum machte er auch bei den kriegerischen Spielen seiner Schulkammeraden

so gern den Anführer und wußte seine Untergebenen durch Wort und Beispiel zu einem so lebhaften Muthe zu entflammen, daß die feindliche Partei jedesmal die Flucht ergreifen mußte. Deshalb entstand vor Eröffnung des blutigen Schauspiels immer erst zwischen beiden Heeren ein heftiger Streit, wer den muthigen Hellwig zum Anführer bekommen sollte. Gewöhnlich mußte das Loos entscheiden, und das Heer, das ihn zum General erhielt, brach immer in ein lautes Jubelgeschrei aus; denn es war seines Sieges schon im Voraus gewiß. Die feindliche Partei ließ dagegen den Muth schon vor dem Kampfe sinken; denn sie wußte, mit welch einem gefährlichen Gegner sie es zu thun hatte.

Ob gleich August seinen Eltern durch die Ausbrüche seiner Wildheit manchen Verdruß verursachte, so machte er ihnen doch auch oft durch die Beweise eines theilnehmenden, für alles Gute empfänglichen Herzens, recht viel Freude. Er konnte nie etwas für sich allein genießen und theilte von allem, was er erhielt, jedesmal erst seinen Geschwistern mit, und zwar mit solcher Freigebigkeit, daß er oft für sich gar nichts übrig

behielt. Er konnte keinen Armen sehen, ohne ihm nicht sein ganzes kleines Taschengeld mitgetheilt oder von der Mutter ein gutes Butterbrot für ihn erbeten zu haben. Wenn einem seiner Schulgenossen Unrecht geschah, so fand er gewiß an unserm August den herzhaftesten Vertheidiger, denn er war ein Feind der Ungerechtigkeit und der Lüge. Offen und ohne Falsch, wie sein Herz, waren seine Worte und seine Handlungen. — Ob ihm gleich das Stillsitzen nicht recht behagen wollte, so hatte er doch für sein Alter recht gute Kenntnisse; denn er hatte einen offenen Kopf, begriff alles sehr leicht und schnell, und bewahrte es mit Treue in seinem Gedächtnisse.

Nach dem August kam Friederike, ein sanftes, stilles, friedliebendes Mädchen von zehn Jahren. Sie war ganz das Ebenbild ihrer vortreflichen Mutter, fleißig, sittsam und bescheiden. Wenn ihre Unterrichtsstunden beendet waren, so folgte sie ihrer Mutter in die Küche, in den Keller und in die Speisekammer, bekümmerte sich um jedes Geschäft der Wirthschaft und fragte nach diesem und jenem. Sie empfand die

lebhafteste Freude, wenn sie der Mutter beim Kochen, Waschen, Nähen oder bei andern weiblichen Arbeiten einen Dienst erweisen konnte. Immer erschien sie nett und reinlich gekleidet und alle ihre Sachen befanden sich stets in der besten Ordnung. Jedermann liebte sie wegen ihres stillen bescheidenen Sinnes, wegen ihrer Aufrichtigkeit und Sanftheit, und wegen ihrer Liebe zur Wirthschaftlichkeit.

Das jüngste von den Kindern war der drollige, siebenjährige Eduard — ein kleiner, niedlicher Krauskopf. Auf alles was um ihn her vorging, hatte er ein aufmerksames Auge und erzählte dann, was er gesehn und gehört hatte, auf eine spaßhafte Art wieder. Seit einem Jahre besuchte er die Schule und konnte alle Geschichten in seinem kleinen Bilderbuche schon ziemlich fertig lesen. Er lernte auch kleine Fabeln und Erzählungen auswendig und deklamirte diese auf eine so deutliche Weise, daß Jedermann seine Lust am Zuhören hatte. Zu Hause beschäftigte er sich am liebsten mit seinem Baukasten und mit seinen bleiernen Soldaten. Aus dem erstern setzte er Häuser, Thürme, Festungen, Brücken

und dergleichen zusammen; und die letzteren ließ er marschiren, exerziren, Schlachten liefern und sich gegenseitig todtschießen. War aber schönes Wetter, so tummelte er sich mit einigen Kindern aus der Nachbarschaft auf einem großen Grasefleck umher, der sich im Garten hinter dem Hause befand.

Dies sind die Kinder der Hellwigschen Familie, die einen schönen Kreis glüklicher Menschen bildete. Der Vater war ein biederer, allgemein geschätzter Mann, redlich und zuverlässig in Wort und That. Seine Geschäfte betrieb er mit eben so viel Eifer als Einsicht und mit jedem Jahre ward sein Handel blühender. Er hatte in seiner Jugend viele Erfahrungen und eine Menge vortreflicher Kenntnisse eingesammelt. Sechs Jahre lang war er Geschäftsträger für mehrere ansehnliche deutsche Handelshäuser in Ostindien gewesen und auch nach den Nordamerikanischen Freistaaten hatte er eine Reise gemacht. Die vielen Gelegenheiten, die sich ihm auf diesen weiten Reisen darboten, die Sitten fremder Völker und die Eigenthümlichkeiten entfernter Welttheile kennen zu lernen, hatte er gewissenhaft be-

nutzt, daher besaß er auch einen großen Umfang der mannigfaltigsten Kenntnisse.

Den ganzen Vormittag und auch den größten Theil des Nachmittags über, arbeitete der Vater in seinem Comtor; von fünf Uhr an aber lebte er größtentheils seinen Kindern, die er so herzlich liebte und die seine ganze Glückseligkeit ausmachten, für die ihm keine Arbeit zu schwer, keine Aufopferung zu groß war. Wenn es fünf Uhr geschlagen hatte und der Vater war nicht gleich da, so setzte sich der muntere Eduard auf sein Steckenpferd, gallopirte hin zum Comtor, klopfte an die Thür und rief mit lauter Stimme:

Höre! Vater, und laß dir sagen,
die Glocke hat fünfe geschlagen.

Auch die Andern konnten die Zeit nicht erwarten und riefen den Vater ab von der Arbeit.

Aber warum warteten denn die Kinder so begierig auf die Ankunft des Vaters? Weil er dann gewöhnlich mit ihnen nach dem großen Garten ging, den er vor dem Thore besaß, und ihnen dort, unter dem großen Kastanienbaum vor dem Gartenhause, allerlei schöne Geschichten er-

zählte. Das machte den Kindern jedesmal eine unbeschreibliche Freude. War es ein schöner lebensvoller Frühlingstag, oder ein lieblicher Sommerabend: so war der Genuß doppelt angenehm. Umgeben von den mannigfachen Reizen der schönen Natur, horchten sie mit desto größerer Lust auf die Erzählungen des Vaters und die Zeit des Abendessens war herangekommen, ehe sie es merkten. Sie hätten oft gern dem Butterbrote entsagt, wenn der Vater nur seine Erzählung hätte weiter ausdehnen wollen. Gewöhnlich aber brach er die Erzählung gerade da ab, wo sie am interessantesten und die Erwartung der Kinder am gespanntesten war. "Ach nur noch ein Viertelstündchen! nur noch zehn Minuten!,— riefen dann die Kinder dem Vater bitten zu. Dies war aber verlohrne Mühe und sie mußten die Befriedigung ihrer Neugierde schon bis auf den folgenden Tag verschieben.

Während der neblichten Jahrszeit des Herbstes und in den kalten Tagen des Winters konnten die Kinder freilich nicht mit dem Vater nach dem Garten gehn: dann aber versammelten sie sich in der Familienstube um den großen runden

Tisch und hörten in diesem freundlichen Kreise auf die angenehmen und lehrreichen Erzählungen des Vaters. Welch eine Freude, wenn der Vater in die Stube hineintrat! Der kleine Eduard stürzte in frohen Jubel seinen künstlich gebauten Thurm über den Haufen; der feurige August brachte den bequemen Lehnstuhl herbei, und die liebe Friederike holte die Pantoffeln und den Schlafrock. Alles bemühte sich, den Vater so früh als möglich zum Sitzen und zum Erzählen zu bringen.

Da gab es dann schöne Geschichten aus dem häuslichen Leben und aus der wirklichen Welt, Begebenheiten aus dem eigenen Leben des Vaters, Nachrichten von fremden Ländern und Völkern, die der Vater auf seinen weiten Reisen selbst kennen gelernt hatte, mitunter auch schauerliche Gespenstergeschichten und lustige Märchen.

Immer hörten die Kinder mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und ließen kein Wort des Vaters unbeachtet. Der Vater hatte es ihnen aber zur Pflicht gemacht, ihn um die Erklärung der vorkommenden fremden Wörter zu bitten, und er wiederholte mit Vergnügen einen

jeden Umstand, den sie nicht recht verstanden hatten. Wenn er von Kriegen und Seestürmen, von großen Gefahren und von den Thaten edler Männer sprach: dann glühete Augusts Gesicht, alle seine Kräfte waren in der höchsten Spannung, er hätte selbst das Schwert ergreifen und mit dreinschlagen mögen. Erzählte der Vater von fremden Ländern und Völkern oder von den Begebenheiten entfernter Zeiten: so versetzte sich Wilhelm mit solcher Lebhaftigkeit in jene Zeiten und Länder, als sehe er alles vor seinen Augen vorgehen und als nehme er selbst an den dargestellten Begebenheiten thätigen Antheil. Nichts wünschte er sehnlicher, als daß er auch einst wie sein Vater über das große Meer, nach fremden Welttheilen hinsegeln und all das Seltene und Wunderbare sehen möchte, wovon er so viel las und hörte. Die mancherlei Gefahren, denen sein Vater ausgesezt gewesen, aber immer glüklich entgangen war, schrekten ihn von diesem Wunsche nicht zurück.

Friederike liebte vorzüglich kleine Familiengeschichten; denn sie selbst lebte und wirkte am liebsten im kleinen häuslichen Kreise. Natür-

lich mußten ihr also auch die freundlichen Darstellungen aus dem innern Leben des Menschen die willkommensten seyn. Sie konnte sich nicht mit derselben Lebhaftigkeit, wie ihre Brüder, in die großen Auftritte der Welt versetzen, weil es dort so viel Krieg und Feindseligkeit, so viel Haß und Zwietracht gab. Das war nichts für ihr sanftes friedliebendes Herz. — Räuber = Ritter = und Gespenstergeschichten hörten alle gern, und zwar je grausenhafter, desto besser.

Der liebe Eduard verstand nun freilich von den Erzählungen nicht gar viel, und sehr oft schlief er auch auf seinem kleinen Lehnstuhl ein oder holte seinen Baukasten wieder hervor, um den vorher zertrümmerten Thurm von Neuem wieder aufzubauen.

Aber dennoch freute er sich immer recht herzlich auf die Erzählungsstunde, theils weil alle Andern sich so sehr darauf freueten, theils weil der Vater öfters etwas vorbrachte, das ihm recht vielen Spaß machte.

Es war in der That ein schöner und erfreulicher Anblick, die ganze Familie um den Tisch herum versammelt zu sehen, wie sie dem

Vater jedes Wort aus dem Munde lauschten, und wie ihn jeder nach Beendigung der Erzählungsstunden herzte und küßte, um ihm seine Dankbarkeit und Freude zu bezeugen. Wenn es nun draußen stürmte und tosete, regnete oder schneite; oder wenn es fror, daß man sich des Hundes erbarmte, der auf der Strasse bellte: dann saßen die glüklichen Kinder in friedlicher Ruhe am warmen Ofen und freuten sich der herrlichen Geschichten des Vaters. —

Aber auch im Sommer diese vortrefliche Familie unter dem schattenreichen Kastanienbaum friedlich und fröhlich sitzen zu sehen, war ein genußreicher Anblick. Wenn die Vögel in blauer Luft oder auf den Zweigen der Bäume zwitscherten und sangen; wenn rings umher die Blumen lieblich dufteten und Schmetterlinge, Bienen und Käfer vergnügt von einer zur andern schwirrten; wenn sich von allen Seiten Spuren eines muntern und fröhlichen Lebens zeigten — und der glückliche Vater nun unter seinen guten, unschuldigen Kindern dasaß: o wo könnte man eine schönere, herzerhebendere Scene finden! —

Ich glaubte vielleicht manchem guten Knaben und manchem treflichen Mädchen einige angenehme und vergnügte Stunden zu machen, wenn ich ihnen die Erzählungen des Vaters Hellwig mittheilte. In dieser Voraussetzung habe ich mehrere derselben aufgezeichnet und übergebe sie hier der jungen Lesewelt, mit der Bitte, sie mit eben so gutem und willigem Herzen aufzunehmen, wie sie die Kinder des Vaters Hellwig aufnahmen. Doch muß ich Sie noch ersuchen, einen kleinen Atlas zur Hand zu nehmen, und auf den Charten jedesmal das Land aufzusuchen, in welchem sich die erzählten Begebenheiten zugetragen haben.

Erster Abend.

Der Schweizerknabe.

In einem friedlichen Thale zwischen den hohen Alpen des Graubünder-Landes lebte die Gersausche Familie ruhig und glücklich. Der Vater war ein fleißiger Landmann und Jäger, ein ächter, biederherziger Schweizer, voll Muth und Redlichkeit. Sein kleines Feld, das um die friedliche Wohnung herum lag, war gerade hinreichend, die kleine Familie mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Das Feld war aber mit weniger Mühe bald bestellt und deshalb brachte der brave Gersau die meiste Zeit zwischen den hohen Alpen auf der Gemsenjagd zu.

Das war ein äußerst mühseliges und gefährliches Geschäft; denn da die Gemsen die höchsten Schneegebirge bewohnen und mit der größten Schnelligkeit über die tiefsten Schluchten

und über die steilsten Abhänge von einem Felsen zum andern springen: so müssen ihnen die Jäger mit eben so vieler Gewandheit als Kühnheit überall folgen. Oft müssen sie zwei bis drei Tage mit Lebensgefahr umherklettern, ehe sie auch nur eine Gemse geschossen oder lebendig gefangen haben; denn die Thiere sind eben so schlau und listig, als rasch und schnellfüßig. Mancher bricht sich dabei Arm und Bein, oder stürzt in eine so unergründliche Tiefe, daß er das erfreuliche Licht des Tages nie wieder begrüßt. Nicht selten verklettern sich diese kühnen Jäger so dicht in die steilen Felsenmassen, daß sie weder vor- noch rückwärts können und sich nur durch einen beherzten Sprung zu retten vermögen. Freilich kann auch dieser Sprung mißglücken, und dann ist der schmählichste Tod unvermeidlich.

Der Vater wurde also jedesmal mit einer herzlichen Freude begrüßt, wenn er glücklich und wohlbehalten von der Jagd in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Keiner aber freute sich bei seiner Zurückkunft mehr als der kleine zwölfjährige Rudli, besonders wenn der Vater einen

feisten Gemsbock als Beute mitbrachte. Hundertmal schon hatte er seinen Vater gebeten, ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Täglich übte er sich im Bogenschießen, Laufen, Springen und Klettern, und er hatte in allen diesen Stücken eine für sein Alter bewundernswürdige Geschicklichkeit erlangt. Kein Baum war ihm zu hoch, kein Berg zu steil, den er nicht mit großer Gewandheit erstiegen hätte. Aber nun wollte er auch die fernen Gebirge erklettern, die hinter den kleineren Bergen weit hervorragten und ihr schneeigtes Haupt hoch in den Wolken verbergen.

Regen, Stürme und Gewitter fürchtete er nicht, denn er war von der frühesten Kindheit her, an alle Veränderungen der Witterung gewöhnt und konnte Hitze und Kälte ertragen. Deshalb wäre er für sein Leben gern dem Vater auf die Jagd gefolgt; hätte so gern auf den rauhen Alpen den Gemsen nachgespürt, sie mit scharfem Pfeil erlegt und der Mutter im Jubel nach Hause gebracht. Die vielen Gefahren, die mit diesen Jagden verbunden sind und die ihm der Vater oft mit den lebhaftesten Farben schilderte, schrekten ihn nicht zurück. "O nimm mich nur

nur mit, lieber, guter Vater — bat er oft inständigst. Sieh nur, wie groß und wie stark ich schon bin! Wie sicher ich mit meinem Bogen treffe! wie schnell ich die steilsten Berge hinauf klettere! Gestern bin ich auf der höchsten Spitze des blauen Berges gewesen.„ —

Doch der Vater, welcher wohl wußte, daß Rudlis Kräfte seinen Wünschen noch nicht gewachsen waren, hielt ihn immer von einer Zeit zur andern zurück, und überließ ihn der Sorgfalt und dem Unterricht seines Grosvaters. Dies war ein alter achtzigjähriger Greis, der in seinem Leben viele Erfahrungen gemacht, und in seinen frühern Jahren dem Vaterlande trefliche Dienste geleistet hatte. Einfache Kost, Arbeitsamkeit und ein sittliches Leben hatten ihn bei fester ununterbrochener Gesundheit bis zu diesem Alter geführt. Die Hütte, worin er noch jetzt so friedlich und glücklich wohnte, hatte er sich selbst erbaut, und das Feld, das jetzt der ganzen Familie reichlich Nahrung gab, hatte er selbst urbar gemacht.

In wichtigen, gefahrvollen Zeiten hörte das Vaterland immer noch auf die Rathschläge des

verständigen Greises; denn er hatte vieles zum Wohl des Landes treflich ausgeführt, und war in den Geschichten voriger Zeiten gut bewandert. — Er war Rudlis Führer von seiner Geburt an, und durchlebte mit ihm die glücklichen Jahre seiner eigenen Kindheit noch einmal. Er erfüllte sein Herz mit der innigsten Liebe für Gerechtigkeit und Wahrheit; weckte in ihm durch Erzählungen aus der Geschichte der Vorzeit den Geist des Heldenmuthes und der Vaterlandsliebe; lehrte ihn das Feld bebauen und den Bogen schnitzen; führte ihn nach den benachbarten Dörfern Linthal, Felsberg und Ebersheim, damit er in der Mitte der fröhlichen Dorfjugend sich freue und in schweizerischen Spielen seine Kräfte übe. Er war auch sein Lehrer in der Religion, und suchte sein Herz bei allen Auftritten in der Natur und bei allen Ereignissen seines Lebens für den Ewigen und Unbegreiflichen, für Frömmigkeit und Tugend zu erwärmen.

Der edle Greis hatte die Freude, alle geistigen und körperlichen Kräfte in dem feurigen Rudli sich schnell und herrlich entwickeln zu sehen. — Selten findet man wohl so brave und

treffliche Menschen, in so glücklicher und stiller Abgeschiedenheit bei einander leben, als die Mitglieder der Gersauschen Familie. Alle kamen sich unter einander mit Liebe und Wohlwollen entgegen, und nie sah man unter ihnen Mißverständniß oder Uneinigkeit. Ach, wenn gute Menschen friedlich bei einander wohnen, so hat man schon hier den Himmel auf Erden. — Doch vollkommenes Glück ist nicht das Loos der Menschheit, und bisweilen thürmen sich am heitersten Tage am fernen Horizont schwarze Gewitterwolken auf. Auch die Ruhe unserer braven Schweizerfamilie wurde durch die Schrecknisse der neuern Zeit gewaltsam gestört.

Von Frankreich aus ergoß sich ein verderblicher, entsetzlicher Krieg über das vormals so glückliche Schweizerland. Dazu gesellten sich Unruhe und Zwiespalt im Innern, und so loderte die gefräßige Flamme des Krieges fürchterlich empor. Die Stimme des Aufruhrs erscholl auch im Graubünderlande, und traurige Nachrichten kamen in das friedliche Thal der Hirten und Jäger an. Kaum ahndete man etwas von der Gefahr, als sie auch schon verderblich hereingebrochen

war. Man sah von den Höhen der Gebirge die Rauchwolken brennender Flecken und Dörfer. Von allen Seiten riefen die ängstlich klagenden Sturmglocken um Hülfe, und einzelne Weiber, Greise und Kinder flüchteten sich vor der Wuth des Feindes in das stille Linthal. — Der ehrwürdige Greis wurde, bei diesen Vorbothen des allgemeinen Verderbens, in seinem Innersten bewegt. Er betete brünstig zu Gott um Ruhe und Friede für sein bedrängtes Vaterland.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieses Thal!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Kriegers Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Die Männer ergriffen ihre Flinten, Bogen und Streitäxte, um ihre rauhen Grenzen gegen den mächtig eindringenden Feind zu vertheidigen. Auch Rudlis Vater riß sich mit blutendem Herzen los von seinem alten Vater, von seinem treuen Weibe und von seinem unmündigen Kinde, um für Freiheit und Vaterland zu kämpfen. Doch gleich dem hochgeschwollenen Strom drängte das fränkische Heer, in Verbindung mit den Empörern, alles vor sich her, und mit banger Erwartung harrte der Greis mit dem kleinen Rudli und seiner Mutter des ungewissen Ausgangs. Da tönte plötzlich das Gebirge wieder von dem Donner der Schlacht. Die Schweizer vertheidigten einen Hohlweg, tapfer und mannhaft, wie es echten Schweizern gebührt. Der Kampf währte lange, und war eben so hartnäckig als blutig.

Jetzt ward es ruhig und still, und der dämmernde Abend senkte sich auf das Thal herab. Rudli war auf einen Berg gestiegen, um etwas von dem Ausgang der Schlacht zu erspähen; aber es war alles rings umher wie todt und ausgestorben. Mit dieser Nachricht kam er zurück, und

alle drei sanken auf die Knie und beteten zu Gott um Hülfe und Rettung. Ein lautes Geräusch und der Schein brennender Fackeln störte sie in ihrer Andacht. Der Greis öffnete das Fenster, und sah, daß eine bewaffnete Schaar durch den Hohlweg des Gebirges zog und sich der Hütte nahete. Es währte auch nicht lange, so drangen feindliche Männer in die Wohnung ein, mißhandelten den Greis und schleppten die Mutter fort. Rudli weinte, flehete und bat; allein ein Paar schmerzhafte Kolbenstöße waren die Antwort auf sein kindliches Flehen. Als er sah, daß man seinem Grosvater unter Flüchen und Verwünschungen das Schwert auf die Brust setzte, warf er sich über ihn, und bedeckte ihn mit seinem Körper.

Die wüthenden Feinde erbrachen alle Schränke und Kästen, plünderten diese Wohnung — vordem der Sitz stiller Glückseligkeit — ganz aus, und um dem Frevel die Krone aufzusetzen, steckten sie dieselbe zuletzt in Brand. Der schwache Greis ergriff seinen Enkel und eilte mit ihm hinaus in die finstere Nacht. Aber welch ein neuer Anblick des Entsetzens! das große schöne Dorf

Ebersheim stand in voller Flamme, und von allen Seiten her hörte man die Stimme der Angst und der Verzweiflung. Ueber das Gebirge zogen feindliche Schaaren unter dem Schein der Fackeln. — Es war ein schrecklicher Anblick! die Nacht war so heiter, und vom fernen Himmel blickten die funkelnden Sterne so ruhig herab auf die brennenden Häuser, auf die winselnde Unschuld, auf die verheerenden Feinde.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Und grimmig ist des Tigers Zahn;
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Rudli eilte mit seinem Grosvater in das unwegsame Gebirge, um der Wuth des Feindes zu entgehen. Die aufgehende Sonne zeigte ihnen die Spuren der Verwüstung in einem schrecklichen Lichte. Ueberall rauchende Schutthaufen abgebrannter Dörfer, flüchtige Weiber und Kinder, erschlagene Männer. Sonst zogen die friedlichen Hirten mit ihren Heerden unter Gesang und dem Ton der Schalmeien in das Gebirge; oder der muntere Landmann pflügte sein Feld und

sang sein dankendes Morgenlied; das leicht geschürzte Mädchen trug fröhlich den Eimer mit Milch nach der Stadt, und der rüstige Jäger eilte ins Gebirge auf den Fang der flüchtigen Gemsen. — Ach! wie war das heute so anders! Rudli hatte wohl von seinem Grosvater viel von Kriegen gehört, und in alten Büchern manche Beschreibungen davon gelesen: aber eine solche lebhafte und schreckliche Vorstellung hatte er doch nicht davon gehabt. Er weinte vor Schmerz, daß er zu schwach und ohnmächtig war, sein Vaterland zu befreien, den Uebermuth des Feindes zu züchtigen, und Ruhe und Sicherheit im Lande wieder herzustellen.

Eine feindliche Schaar nach der andern kam angezogen, und der Greis wagte sich nicht mit seinem Enkel aus den bergenden Schlupfwinkeln des Gebirges. Die Mishandlungen des Feindes, der Kummer über den Untergang seines Vaterlandes, der grausenhafte Anblick der Verwüstung, hatten seine Kräfte gelähmt, und er vermochte es nicht weiter zu gehen. Was ihn und den kleinen Rudli noch besonders ängstigte, war die Ungewissenheit über das Schicksal des Vaters

und der Mutter. Waren sie dem Feuer und dem Schwerte glücklich entronnen, oder waren sie in dem allgemeinen Verderben mit untergegangen? Wenn sie sich glücklich gerettet hatten, welchen Weg der Flucht hatten sie eingeschlagen? Wohin sollten sie sich selbst jetzt wenden? wo sollten sie ein schützendes Obdach, wo Lebensmittel und Unterhalt suchen und finden? — Ach, so fragten sich in diesen schrecklichen Tagen der allgemeinen Zerrüttung und Auflösung hundert zerstreute Familien!

Zweiter Abend.

Fortsetzung.

Rudli holte Gras und weiches Moos zusammen, und bereitete davon seinem Grosvater in einer Höle des Gebirges ein weiches Lager, damit er durch einen stärkenden Schlaf sich wieder erfrische. Die Angst des Tages und die Schlaflosigkeit der Nacht hatten seine Kräfte so sehr erschöpft, daß er bald in einen süßen Schlummer versank. Rudli holte unterdeß von den Bergen saftige Beeren zusammen, um damit seinen Grosvater beim Erwachen zu überraschen und zu erquicken. Als er zurückkam, fand er einen mit einer Flinte und Bogen bewaffneten Landmann aus Lindorf in der Höle. Hartung — so hieß der brave Schweizer — betrachtete den schlafenden Greis mit stiller Wehmuth und eine Thräne des innigsten Mitleids stand ihm in den Augen.

Als Rudli in die Höle trat und einen bewaffneten Mann bei seinem Grosvater erblickte, erschrack er nicht wenig; da sich dieser aber wusch und Rudli in ihm den braven Hartung erkannte, warf er sich in seine Arme und weinte an seinem Herzen. Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn aus der Höle, damit sie den schlummernden Greis in seiner Ruhe nicht störten. — "Hast du meinen Vater und meine Mutter nicht gesehen?" fragte Rudli mit beklommenem Herzen.

"Rudli, du bist ein Schweizerknabe — erwiederte Hartung — und du mußt die Schläge des Schicksals standhaft ertragen. Dein Vater hat brav und männlich gefochten. Ein Geist und ein Gefühl belebte alle Schweizer, und der Feind würde nicht in dies stille Thal gedrungen seyn, wenn ihm nicht schändliche Verräther Schleichwege durch das Gebirge gezeigt hätten, und er uns nicht in den Rücken gefallen wäre. Da fochten wir mit Wuth und Verzweiflung; aber die gewaltige Uebermacht fiel erdrückend auf unser kleines Häuflein. Wir vermochten es nicht, länger zu widerstehen. Viele edle, hochherzige

Schweizer sind gefallen. O daß so vieles Blut das Vaterland nicht zu retten vermochte! Ermanne dich Rudli — auch dein Vater ist den schönen Tod fürs Vaterland gestorben!„

Rudli stand wie versteinert da. Auf seinem bleichen Gesichte drückte sich der lebhafteste Schmerz aus. Weinen konnte er nicht, auch keine Worte hervorbringen. Er fiel dem guten Hartung in die Arme, und brach in die wenigen aber herzzerreißenden Worte aus: "Ach nun habe ich keinen Vater mehr!„ — "Du hast noch einen Vater im Himmel — rief ihm Hartung zu — der dir nie abstirbt. Er wird sich Deiner und Unser erbarmen, und uns bessere Zeiten senden. Jetzt sey ruhig, damit der Grosvater, wenn er erwacht, dein zerstörtes Gesicht nicht sehe; er darf nichts von dem Tode deines Vaters wissen.„

Nach einer Stunde erwachte der Greis; aber der Schlaf hatte ihn nicht sehr gestärkt: denn seine Seele war von fürchterlichen Träumen geängstigt worden. Er sah seinen Sohn sterbend unter den Erschlagenen, wie er die Hände, um Rettung flehend, nach ihm ausstreckte — dann

erschien ihm wieder seine friedliche Wohnung in Feuerflammen. Als ihm sein treuer Rudli die gesammelten Beeren brachte, schloß er den hoffnungsvollen Knaben mit Innigkeit an seine Brust und sagte: "Ich fühle es wohl, mein guter Rudli, daß die Tage meines Lebens bald ihr Ziel erreicht haben; diesen Schmerz werde ich nicht lange mehr überleben. Du bist noch in den Jahren der herrlichsten Hoffnungen, und das Leben mit allen seinen Freuden und Leiden liegt noch vor dir. O bewahre dir ein gutes Herz und einen edlen Sinn, damit du unter den Drangsalen der Zeit nicht erliegst und an Gottes Barmherzigkeit nicht zu zweifeln brauchst.„

Dann begrüßte er auch den braven Hartung, der ihm die Geschichte des gestrigen Tages und seine eigenen Schicksale umständlich erzählte. Das erregte in seiner Seele, der so oft für Freiheit und Vaterland muthig gefochten hatte, eine traurige, schmerzhafte Empfindung. — Es war ein rührender Anblick, hier einen Greis am Ziel seiner Laufbahn, einen Mann in den besten Jahren seines Lebens, und einen Knaben

in der Blüthenzeit der Hoffnung, unter solchen Umständen bei einander zu sehen.

Hartung hatte noch etwas Brod und Wurst in der Tasche, das er gemeinschaftlich vertheilte. Rudli holte aus einem benachbarten Quell Wasser dazu, und so erwarteten sie getrost die einbrechende Nacht. Kaum senkte sich die Dämmerung auf die Erde herab, so leuchteten die Gebirge rings umher von den Wachtfeuern der Feinde. Das gewährte einen großen, herrlichen Anblick. — Sie schliefen die Nacht über sehr wenig, und mit dem anbrechenden Morgen machten sich Hartung und Rudli auf, um zu versuchen, ob sie wohl eine Gemse erlegen könnten. Hartung verbarg sich in einem Schlupfwinkel, und Rudli mußte mit einem lauten Geräusch an die Felsen schlagen, um die Gemsen aus ihren Löchern zu scheuchen, und sie jenem entgegen zu treiben.

Nach zweistündiger Bemühung war auch Hartung so glücklich, eine Gemse zu erlegen. Er lud sie auf seine Schulter, brachte sie in die Höle, und nachdem er sie ordentlich zubereitet hatte, machte er ein Feuer an. Hierauf steckte

er ein fettes Stück Fleisch auf seinen Degen und drehte ihn wie einen Bratspieß um das Feuer herum. Rudli suchte dazu so viele Beeren, als er finden konnte, und so hatte man ein trefliches Mittagbrod. Aber der Feind hatte das Schießen und das Feuer bemerkt, und man sah mehrere Soldaten von den Felsen herabklettern. Man fürchtete entdeckt zu werden, und deshalb packte ein jeder so viel Fleisch zusammen, als er mit sich zu tragen vermochte, und suchte sich auf den wohlbekannten Schleichwegen zu retten.

Spät am Abend kamen sie in die Nähe der Stadt Chur; da dieselbe aber von den Feinden besetzt war; so schlichen sie unbemerkt weiter, und übernachteten in einem Walde. Rudli bereitete dem Grosvater wieder ein weiches Lager, und Hartung machte ein Feuer an, woran er wieder ein gutes Stück Fleisch bratete. Am folgenden Morgen setzten sie ihre Wanderung weiter fort, und trafen mit jedem Schritt auf schauderhafte Spuren der Verwüstung. Sie sprachen hin und wieder das Mitleid der Einwohner an, die gern den letzten Bissen mit ihnen theilten.

Als sie nach Tyrol kamen, schloß sich Hartung an die Oestreicher an, die mit den Feinden seines Vaterlandes im Kriege standen, und im Begriff waren, dieselben wieder aus der Schweiz zu vertreiben. Nun blieb dem armen, hülflosen Greis nichts anderes übrig, als mit seinem kleinen Enkel die Wohlthätigkeit der Menschen anzuflehen, und sich vor ihren Thüren Almosen zu sammeln. Ach, das kostete ihm einen großen, schweren Kampf. Er hatte nie in seinem Leben Mangel gelitten, sondern sich immer durch seiner Hände Arbeit redlich genährt. Jetzt nun, in seinem Greisenalter, sollte er sich sein Brod kümmerlich erbetteln. Rudli wollte sich bei den Landleuten als Tagearbeiter verdingen, um seinem ehrwürdigen Großvater diesen Kummer zu ersparen; aber keiner wollte den alten Mann mit ihm ins Haus nehmen.

O es ist gewiß ein sehr bitteres, kränkendes Gefühl, sein Brod vor den Thüren der Leute erbetteln zu müssen. Es giebt schamlose Menschen genug, die aus Hang zur Trägheit und Lüderlichkeit ein ordentliches Gewerbe mit dem Betteln treiben, und die Mildthätigkeit

ihrer

ihrer Mitmenschen zu sträflichen Zwecken mißbrauchen. Und mit diesen verächtlichen Menschen wird der arme und kraftlose, der verlassene und verstossene Mann nur zu oft in eine Klasse geworfen. Was blieb denn unserm armen, hülflosen Greis anders übrig, als das Mitleid der Menschen anzusprechen? Und sich nun wohl mit Härte und Bitterkeit, ja wohl gar mit Schmähungen abgewiesen zu sehen — ach, das that ihm sehr weh! Ein Weib schalt ihn einst einen lüderlichen Tagedieb, einen nichtsnutzigen Faullenzer. Ach, das hätte ihm das Herz zerreißen mögen! Er blickte mit thränendem Auge zum Himmel, und bat Gott, ihn zu sich zu nehmen, und seinen Kümmernissen ein Ende zu machen.

Täglich schwanden die Kräfte seines Körpers immer bemerkbarer, und er konnte kaum noch an *einem* Tage von einem Dorfe bis zum andern schleichen. Auf seinen Stab gelehnt, und von dem guten *Rudli* geleitet, schlich er von Haus zu Haus, und der letztere bat so flehentlich und so rührend, daß ihn Niemand unbeschenkt entlassen konnte. —

Seine Bitte kleidete er bisweilen in folgende Verse ein:

Ich bin ein armer Schweizerknabe,
Und dieser schwache, kranke Greis,
Der matt sich lehnt am Bettelstabe,
War meiner frühen Kindheit Stab.

Nun ohne Obdach, ohne Hütte,
Irrt er verlassen durch die Welt,
Verstossen aus des Friedens Mitte,
Vertrieben aus dem Vaterland.

O gebt uns eine milde Gabe,
Und übt an uns Barmherzigkeit,
Ich armer, schwacher Schweizerknabe,
Ich bin verlassen, so wie er.

Mein Vater ward vom Feind erschlagen,
Die stille Wohnung abgebrannt;
Und keine Sprache mag's Euch sagen,
Was dieser Greis gelitten hat.

Nun irr' ich armer Schweizerknabe
Mit diesem schwachen, kranken Greis
Verlassen durch die Welt und habe
Nur Glauben noch an Menschlichkeit.

Nachdem sie ein halbes Jahr lang auf diese Art umhergeirrt waren, ward der Greis krank und mußte in dem Wirthshause eines Dorfs liegen bleiben. Sein greises Haupt, sein ehrwürdiges Ansehn und seine hülflose Schwachheit erregte in der Gemeine dieses Dorfs die herzlichste Theilnahme. Der Pfarrer des Orts besuchte ihn, und hörte seine Geschichte aus dem Munde des treflichen Rudli so rührend erzählen, daß er den armen Mann mit seinem kleinen Begleiter sogleich in sein Haus nahm, und für beide die beste Sorgfalt hatte. Er setzte ihnen eine vortrefliche Mahlzeit vor, gab ihnen neue Kleider und räumte ihnen ein eigenes Zimmer mit zwei weichen Betten ein. Beide waren wie neugebohren, und blickten mit Dank und Rührung zum Himmel.

Der fromme, biedere Sinn des Alten und das gute, unverdorbene Herz des Kleinen nahmen den redlichen Pfarrer aufs lebhafteste für die beiden Unglücklichen ein. Er sparrte keine Kosten und keine Mühe, das Leben des Greises zu erhalten; aber das Uhrwerk seines Lebens war abgelaufen. Als er merkte, daß sich ihm der

letzte entscheidende Augenblick nahe, rief er seinen guten Rudli zu sich, und ermahnte ihn: immer vor den Augen Gottes zu wandeln und in keine Sünde zu willigen. Dem braven Pfarrer sagte er: "Vor Gottes Thron will ich es Ihnen danken, was Sie an mir Gutes gethan haben; aber nun empfehle ich auch meinen kleinen Rudli Ihrem väterlichen Schutz. Ich kann jetzt ruhig sterben, da ich ihn in solchen Händen zurücklasse." — Hierauf faltete er seine Hände, legte sein Haupt ruhig zur Seite, schloß seine Augen und öffnete sie nie wieder.

Mit bekümmertem Herzen folgte Rudli der Leiche, und pflanzte eine junge Linde auf sein Grab. Oft gieng er in der Frühe des Morgens oder in der Kühle des Abends zum Grabmal, gedachte dann der letzten Worte des Entschlafenen, und erneuerte seinen Entschluß, redlich zu handeln und Gott im Herzen zu tragen. Der edle Pfarrer behielt den guten Schweizerkaben bei sich, unterrichtete ihn in den Wissenschaften und liebte ihn wie seinen eignen Sohn. Rudli ehrte ihn wie seinen zweiten Vater, und suchte ihm die vielfach bewiesene Liebe und Güte durch

pünktlichen Gehorsam und unermüdeten Fleiß zu belohnen. Er arbeitete fleißig im Garten, bekümmerte sich um jeden Zweig der Wirthschaft und hielt alles in der besten Reinlichkeit und Ordnung. Er würde sich ganz glücklich gefühlt haben, wenn er in seiner lieben Heimath, unter dem heitern Himmel seines theuren Vaterlandes, hätte leben können. Zwei Jahre lang war es der Schauplatz des Krieges und der Verwüstung gewesen; jetzt aber, da der köstliche Friede mit seinen Segnungen alle Kräfte und alle Hoffnungen neu belebte, da erwachte auch in seinem Herzen eine namenlose Sehnsucht nach seinem geliebten Jugendlande. Immer zog es ihn hin nach den blauen Bergen, die ihm bei heiterem Himmel aus weiter Ferne entgegen winkten.

Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers
Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün.
Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immer mir, unscheinbar auch gegrüßt.

In solchen Stunden des Heimwehs suchte Rudli die einsamsten Oerter, und erleichterte sein Herz durch einen Strom von Thränen. Die Munterkeit seines Geistes, die Ruhe seines Herzens und die blühende Farbe der Gesundheit verschwanden. Seinem Freunde und Wohlthäter mochte er die Empfindungen seines Innern nicht mittheilen, denn er fürchtete undankbar zu scheinen. Dieser aber, welcher sich die Seelenstimmung seines jungen Freundes wohl zu deuten vermochte, und es wußte, daß bei dem Schweizer das Heimweh oft zu einer gefährlichen Krankheit wird, kam seinen eigenen Wünschen entgegen, und fragte ihn einst auf einem traulichen Spaziergang — nachdem sie lange von der Schweiz gesprochen hatten —: ob er nicht seine jugendliche Heimath wieder zu sehen wünsche?

Rudli sahe den frommen Mann Gottes mit freudigem Staunen an, und traute kaum seinen Ohren, als ihn der Pfarrer sagte: "Ich verliere dich ungern, mein guter Sohn; weil ich dich herzlich liebe; aber ich weiß es wohl, daß der Schweizer nirgends Glück und Ruhe findet, als in seinen lieblichen Thälern zwischen den rau-

hen Gebirgen. Darum magst du immer deinen Wanderstab ergreifen und der geliebten Heimath entgegen ziehn. Ich werde dich mit dem nöthigen Gelde hinreichend versehen. Willst du dort bleiben, so gieb mir bisweilen von deinem Befinden Nachricht, und hast du Muße, so besuch mich bisweilen. Glaubst du aber bei mir glücklicher und zufriedener zu leben, so komm wieder zurück zu mir. Ich werde dich mit offenen Armen empfangen und wie meinen eigenen Sohn aufnehmen. „— Rudli war bis zu Thränen gerührt über die Worte seines guten Pflegevaters. Was er so heiß ersehnt hatte, das sollte so früh in Erfüllung gehen. Er schnürte nach einigen Tagen seinen Reisebündel, ergriff den Wanderstab, nahm den wehmüthigsten Abschied von seinem Wohlthäter, und wanderte nun, reichlich beschenkt, dem theuren Vaterlande entgegen.

Je näher er demselben kam, und je höher die stolzen Alpen sich empordehnten, um so stärker pochte ihm das Herz, und um so emsiger verdoppelte er seine Schritte. Er hatte keine Ruhe, wanderte Tag und Nacht und fühlte doch keine Ermüdung. Als nun die Wege immer stei-

ler und rauher wurden, die Berge ihr stolzes Haupt immer höher erhoben: da ward seine Brust von den wundersamsten Gefühlen bestürmt, und er mußte weinen vor Freude. — O wie so ganz anders war es jetzt, als vor dritthalb Jahren, da er mit seinem greisigen Grosvater heimlich und verstohlen flüchten und seinem theuren Vaterlande den Rücken zukehren mußte! Die Dörfer, die damals in Asche lagen, waren schöner und anmuthiger auferstanden. Ueberall erblickte er Spuren einer neubelebten Regsamkeit.

Jetzt betrat er die geliebte Heimath — ach, und mit Zittern nahete er sich dem Orte, wo die väterliche Wohnung ehedem gestanden hatte. "Ach — seufzte er — sie wird wohl noch in Schutt und Asche liegen! Wer sollte sie denn auch wieder aufgebaut haben? Mein Vater ist ja leider nicht mehr unter den Lebenden — und meine Mutter?" — Hier traten ihm die Thränen in die Augen, und alle seine vorige Heiterkeit verschwand. Seine Schritte wurden langsamer und nur mit beklommenem Herzen gieng er weiter.

Nur noch einige Schritte — und er hatte die Höhe des Berges erreicht, von welchem er das Thal

mit seinen Dörfern übersehen konnte. Jetzt war er oben — und o Himmel, welch ein entzückender Anblick? Alle Dörfer standen verjüngt und verschönert da. Auch die väterliche Wohnung war größer und schöner aufgebaut. Rasch eilte er nun vorwärts, und wie eine Erscheinung vom Himmel sahe er seinen Vater und seine Mutter vor der Thür des Hauses sitzen. Kaum vermochte er vor Entzücken einen Schritt weiter zu thun. Er stand wie versteinert da — dann sank er auf seine Knie und dankte Gott für seine weise und väterliche Fügungen.

Leise und unbemerkt schlich er sich durch den Garten ins Haus, trat dann hervor und sank mit einem Schrei der höchsten Freude dem Vater in die Arme. Alle drei hielten sich lange in stummer Umarmung umschlossen. Der Sohn drückte seinen Vater, den er auf dieser Erde nicht wieder zu sehen glaubte, und seine Mutter, deren ungewisses Schicksal ihn oft mit Sorgen und Kümmernissen erfüllt hatte, an sein Herz; und die Eltern hielten den Sohn, von dem sie seit dritthalb Jahren auch nicht die geringste Nachricht hatten, in ihren Armen. O ich fühle es wohl, was in den

Herzen dieser drei glücklichen Menschen vorging, aber beschreiben kann ich es nicht.

Nachdem der erste Rausch vorüber war, bemerkte Rudli, daß sein Vater ein hölzernes Bein hatte. "Ist dies die Folge jener blutigen Schlacht?„ fragte der Sohn — und der Vater erzählte nun mit wenigen Worten, daß er fast zwei Tage lang, am Fuße und in der Seite schwer verwundet, auf dem Schlachtfelde gelegen, und dann von den Landleuten gefunden und in ein Lazareth gebracht worden war; daß sein gutes Weib nach einigen Wochen Nachricht von ihm erhalten und ihn aufgesucht habe; daß er durch ihre sorgfältige Pflege und durch Gottes Hülfe, bis auf den Verlust seines Fusses, hergestellt sey; und daß die Gemeinen der drei benachbarten Dörfer seine Wohnung geräumiger aufgebaut und bis jetzt sein Feld bestellt hätten.

Rudli erzählte ihnen nun auch die Schicksale, die er mit dem geliebten Grosvater seit jenem schrecklichen Tag erduldet. Die Nachricht, daß der alte hinfällige Greis fast sechs Monate lang sein Brod vor den Thüren der Leute hatte erbetteln müssen, zerriß dem Vater das Herz; aber die Barmherzigkeit des Pfarrers, und der fromme, gottselige

Tod des Alten träufelte wieder Balsam in die blutende Wunde. Gleich am folgenden Tage schrieb Rudli an seinen Wohlthäter, und meldete ihm das glückliche Wiederfinden seiner Eltern. Auch diese fügten einige Worte des wärmsten Dankes hinzu.— Die ganze Nachbarschaft gerieth in die lebhafteste Freude bei der Nachricht von Rudlis Ankunft. Von allen Seiten kamen sie in fröhlicher Eile gelaufen, um ihn zu begrüßen und den Eltern Glück zu wünschen. Der brave Hartung aber war nicht mehr da. Er war in der nächsten Schlacht, welche die Oestreicher den Franzosen lieferten, geblieben.

Rudli bebaute für seinen Vater das Feld, ging für ihn auf die Jagd, und sorgte mit kindlichem Eifer für seine Pflege. Der Vater aber beschäftigte sich mit Korbflechten und mit dem Ausschnitzen der Thiere aus weichem Holze, womit er sich etwas sehr bedeutendes gewann. So lebte die kleine Familie wieder in der vorigen Glückseligkeit und Ruhe.

Dritter Abend.

Alexander Selkirk
oder
der eigentliche Robinson.

"Ich habe jetzt Campens Robinson mit der sehr angenehmen und unterhaltenden Fortsetzung von Hildebrandt *) mit Friederiken abermals durchgelesen — sagte der lebhafte August — und ich habe wiederum ein recht großes Vergnügen dabei gehabt. Aber ich möchte doch wohl wissen, ob und wie viel Wahres

*) Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder von J. H. Campe. Fortgesetzt von Hildebrandt, Prediger zu Weferlingen. Auch unter dem Titel: Robinsons Colonie. Fortsetzung von Campens Robinson. Ein unterhaltendes Lesebuch für Kinder. Leipzig bei Gräff. 1807.

an der Geschichte ist. Herr Campe hat zwar alles ziemlich glaublich und wahrscheinlich zu machen gewußt: es kommt mir aber doch bisweilen so vor, als habe er seinen Kindern zu Gefallen etwas hinzugesetzt, oder weiter ausgeschmückt, was wohl der Wahrheit nicht ganz gemäß seyn mag. Erzähle uns doch, lieber Vater, den eigentlichen Hergang der Sache. In unserm Vergnügen beim Lesen des Robinson kannst du uns dadurch nicht stören. Wir haben ihn nun fünfmal, und zwar jedesmal mit der größten Theilnahme, gelesen; obgleich schon beim erstenmal einige Zweifel gegen die Wahrheit der Geschichte laut wurden.„

“Allerdings — versetzte der Vater Hellwig — liegt der Erzählung eine wahre Geschichte zum Grunde, und auch aller äußern Zusätze und Ausschmückungen entkleidet, wird sie für Jedermann ein recht großes Interesse haben. Ihr werdet nun künftig euren Robinson mit noch größerem Vergnügen lesen, wenn ihr wißt, wie viel wirkliche Geschichte und was Zusatz des ehrwürdigen Vater Campe ist. Nehmt deshalb euren Atlas zur Hand, schlagt die Charte

von der Südsee auf, westlich von Amerika, und folgt nun der Reise unsers wirklichen Robinson.„

Im Jahre 1703 machte der englische Schiffskapitain Stradling mit zwei Schiffen, die den Namen Herzog und Herzogin führten, eine Entdeckungsreise nach der Südsee. Der Bootsmann des größten Schiffs war ein gewisser Alexander Selkirk, von Geburt ein Schottländer — ein erfahrner und unternehmender, aber auch zugleich ein eigensinniger und trotziger Mann. Da er den Befehlen des Hauptmanns nicht immer unbedingt gehorchen wollte, und sich sogar einigemal offenbare Widersetzlichkeiten erlaubte; so stand er mit dem Hauptmann beständig auf einem gespannten Fuß. Da Selkirk ein sehr geschickter und überaus brauchbarer Seemann war, und da er sich unter dem Schiffsvolk einen sehr bedeutenden Anhang zu verschaffen gewußt hatte: so wollte ihn der Hauptmann nicht gern mit durchgreifender Strenge behandeln, und behielt sich deshalb die Bestrafung seiner Widerspenstigkeit bis zur Rückkehr nach England vor.

Das Hauptschiff (der Herzog) wurde in einer stürmischen Nacht von seiner Gefährtin (der Herzogin) getrennt, und gerieth bei den anhaltenden Stürmen und bei dem immer größer werdenden Mangel an Lebensmitteln in den kläglichsten Zustand. Man steuerte dem festen Lande von Amerika zu, und kam endlich in die Nähe der Insel Juan Fernandez, welche 33 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und 110 Seemeilen von dem festen Lande von Chili entfernt liegt. Selkirk verlangte, der Hauptmann solle auf dieser Insel landen, das Schiff ausbessern, frische Lebensmittel einsammeln und die Mannschaft zur weitern Fahrt mit neuen Kräften sich ausrüsten lassen. Der Kapitain widersetzte sich diesem Vorschlage nachdrücklich, weil die Insel das Ansehn eines unwirthbaren und unfruchtbaren Felsenlandes hatte; vorzüglich aber weil die Brandung an dem steilen Ufer sehr stark und kein Ankerplatz ausfindig zu machen war.

Selkirk verlangte nun mit Heftigkeit auf jener Insel ausgesetzt zu werden, und nach einigem Widerstreben willigte auch der Hauptmann darein. Selkirk suchte noch einige seiner Reise-

ten

gefährten zu diesem Entschluß zu bewegen: Niemand aber wollte sich, von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, einem ungewissen Schicksal Preis geben. Der hartnäckige Trotzkopf nahm nun seine Kleider, Bettlacken, eine Flinte, ein Pfund Pulver, Kugeln, Tabak, ein Beil, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel, einige andere Erbauungsbücher, seine mathematischen Werkzeuge, Reisebeschreibungen und Seekarten, setzte sich mit allen diesen Sachen in den Kahn, und ließ sich nun an dem schroffen und felsigten Ufer aussetzen.

Da er aber nichts als hohe, kahle Berge, das brausende Meer und einen stürmischen Himmel über sich herum sah — da ward ihm doch bange, und sein rascher Entschluß fing an, ihn zu gereuen. Er gab durch Rufen und allerlei Zeichen zu verstehen, daß er wieder ins Schiff aufgenommen zu werden wünschte. Doch der Kapitain weigerte sich, ihn wieder an Bord zu nehmen, und segelte weiter. Indeß Selkirk hatte eben nicht Ursach, sich über seine selbst verlangte Aussetzung zu beklagen; denn bald darauf sank das Schiff an der Küste Borbancon unter,

und

und nur sehr wenige von der Mannschaft retteten ihr Leben.

Als Selkirk nun unter den schaurigen Umgebungen einer wilden Natur so ganz verlassen und allein dasaß, bemächtigte sich eine tiefe Schwermuth seines Herzens, und nur in dem Gedanken an Gott fand er Trost und Kraft, der Zukunft herzhaft und gelassen entgegen zu gehen. Alles, was die Einsamkeit Trauriges und Schreckliches hat, fühlte er im höchsten Grade. Indeß die Gewohnheit, die auch das höchste Uebel mildert, machte ihm seinen Zustand erträglich, und zuletzt in mancher Rücksicht sogar angenehm.

Juan Fernandez, der Entdecker dieser Insel, von dem sie auch den Namen führt, hatte sich hier mit einigen spanischen Familien niedergelassen, bis das Land Chili in Südamerika unterworfen war, wohin er alsdann mit seiner kleinen Kolonie ging, um daselbst sein Glück zu machen. Dieser Juan Fernandez hatte hier einige Ziegen ausgesetzt, die sich ausserordentlich vermehrt hatten. Unser Abentheurer sah gleich in den ersten Tagen eine große Menge von diesen Thieren; aber er machte keinen Ver-

such, sie zu fangen. Er aß anfangs so viel als gar nichts, und nur wenn ihn der nagende Hunger dazu nöthigte, theils weil der Gram seine Seele niederbeugte, theils weil es ihm an Brod und Salz gebrach.

Er verschaffte sich das Feuer, woran er seine Speisen bereitete, dadurch, daß er zwei Stöcke von dem weichen Pimentoholze auf dem Knie schnell an einander rieb. Dieses Holz, das sehr leicht und hell brennt, verschaffte ihm zugleich Feuerzeug und Licht, und der aromatische Geruch erquickte seine Lebensgeister mit neuer Kraft. Der Pimento- oder Sumachbaum, den man eher zu den Gesträuchen als zu den Bäumen rechnen könnte, erreicht hier eine Höhe von acht bis zehn Fuß, und ist von unten auf mit Aesten besetzt. Diese stehen so dicht und unregelmäßig neben einander, wie bei keinem andern einheimischen Gewächse, und tragen gar keine dünne, sondern immer dicke, kurze und runde, mit gelblichweißen Haaren bedeckte Zweige. Die Blätter sind länglichrund, oben grasgrün und unten hellgrün und behaart. Im Monat Juni und Juli kommen an den Spitzen der Zweige

die Blüthen in einer ästigen, grüngelblichen Rispe zum Vorschein, und duften einen sehr angenehmen Geruch aus. Sie hinterlassen kleine Beeren, die mit feinen dunkelrothen Härchen ganz dicht umsponnen sind. Wegen ihres herben und zusammenziehenden Geschmacks sind sie nicht zu geniessen. Uebrigens geben diese Beeren, so wie die Wurzeln, eine röthliche, die Rinde aber eine gelbliche Farbe. Daher hat der Pimento auch den Namen Ferberbaum.

Aus dem Pimentoholze baute er sich zwei Hütten, bedeckte sie mit langem Grase und fütterte sie mit Ziegenfellen aus. Die kleinere Hütte diente ihm zur Küche, in der größern aber schlief er. Den größten Theil des Tages brachte er in der freien Natur zu, und nur bei rauher und stürmischer Witterung verbarg er sich in derselben. Wenn er sich nicht auf der Ziegenjagd befand, oder nöthiges Hausgeräthe schnitzte: so beschäftigte er sich mit dem Lesen der Bibel und der mitgenommenen Reisebeschreibungen.

Um das Pulver zu schonen, gab er sich Mühe, die Ziegen im Laufe zu haschen. Dies hielt so sehr schwer eben nicht, da diese Thiere sehr

zahm und nicht sonderlich schnellfüßig waren. Ueberdem hatte die rauhe Lebensart und die beständige Bewegung unsers Insulaners ihn so behende gemacht, daß er mit einer wunderbaren Geschwindigkeit durch Wälder, über Berge und Felsen rannte. Er gab davon nach seiner Rückkunft in England bewunderungswürdige Beweise. Das Schiffsvolk, das ihn nach einem mehrjährigen Aufenthalt auf der Insel wieder an Bord nahm, sandte ihn mit einigen Hunden auf die Ziegenjagd. Es währte aber nicht lange, so gewann er den Hunden den Vorsprung ab, verlor sich zwischen Bergen und Felsenspitzen, und brachte nach einiger Zeit zwei Ziegen auf dem Rücken getragen.

Seine Geschwindigkeit in Verfolgung einer Ziege hätte ihm, wie er in seiner Reisebeschreibung selbst erzählt, einmal beinahe das Leben gekostet. Er setzte ihr hitzig nach, und haschte sie am Ende eines Abgrundes, den er aber nicht gewahr wurde, weil er mit Gesträuchen bewachsen war. Er stürzte samt der Ziege eine gewaltige Höhe herab, und war von dem Falle so zerschlagen und so betäubt, daß er alle Besinnung verlor. Als er wieder zu sich selbst kam, fand er

die Ziege fast unter sich liegen. Vier und zwanzig Stunden lang konnte er sich nicht von der Stelle bewegen, und war kaum vermögend, nach seiner Hütte zu kriechen, die ungefähr eine Viertelmeile davon lag. Erst nach zehn Tagen konnte er wieder ausgehen. Das war eine schreckliche martervolle Zeit, für den armen Selkirk.

Er berechnete, daß er während seines Aufenthalts auf der Insel über 500 Ziegen getödtet und eben so viele gefangen habe, die er wieder laufen ließ, nachdem er sie durch Aufschlitzung der Ohren gezeichnet hatte. Dieser Umstand ward 33 Jahre nachher, durch das Schiffsvolk des berühmten Weltumseglers Lord Anson, noch an einigen Ziegen, die sie auf der Jagd erlegten, bemerkt. Anson erzählt nämlich in seiner Reisebeschreibung: "Wir „fingen gleich zu Anfang eine Ziege, deren Ohren „aufgeschlitzt waren. Dies Thier hatte eine ehr„würdige Miene, einen langen greisigen Bart und „mehrere andere Zeichen eines hohen Alters: so daß „wir mit Recht vermuthen konnten, es sey auch „einst unter Selkirks Händen gewesen. In „der Folge fingen wir noch mehrere, eben so ge„zeichnete Ziegen."

Anfangs wollten ihm die Suppen und das Fleisch gar nicht schmecken, weil es ihm an Salz und Brod dazu fehlte. Deshalb speisete er das Ziegenfleisch bald gesotten, bald auf dem Rost gebraten. Dies Fleisch hatte nicht den starken Geschmack, wie bei uns, und gab ihm kräftige Brühen. Fische hätte er im Ueberfluß haben können, denn die Flüsse wimmelten davon, und machten ihm den Fang sehr leicht; aber aus Mangel an Salz konnte er sie nicht genießen, denn sie verursachten ihm jedesmal den Durchfall. Desto häufiger bediente er sich zu seinen Speisen der Flußkrebse, die so groß als die Meerkrebse waren, und einen sehr guten Geschmack hatten. Er aß sie ebenfalls bald gesotten, bald geröstet.

Diese Krebse verließen des Nachts ihr Element und krochen in großer Menge ans Land. Dies thaten sie auch bei einem Gewitter. Selkirk war dann schnell bei der Hand, und fing sich so viele, als er zu haben wünschte. Sie waren so groß, daß er sich an einem völlig satt essen konnte. Darüber müßt ihr euch nicht wundern, lieben Kinder; denn keine andere Gattung des Thiergeschlechts ist an Größe und äußerer Bildung so sehr verschieden, als die der

Krebse. Es gibt einige Arten derselben, die völlig ausgewachsen nicht größer sind, als eine Erbse; dagegen kennt man andere, an deren Fleisch sich zwölf bis sechszehn Personen satt essen konnten. Der berühmte Reisende, Kämpfer, kaufte in Japan ein Hinterbein von einem Krebse, welches eben so lang und dick war, wie das Bein eines Menschen. Von der Stärke mancher dieser Insekten (denn zu dieser Klasse gehören die Krebse) könnt ihr euch einen Begriff machen, wenn ihr wißt, daß sie mit ihren Scheeren ohne viele Mühe eine Kokosnuß zerdrücken. Der Seefahrer Rumpf erzählt, daß eine, an einem Stricke auf dem Schiffe lebendig aufgehängte Krabbe (die eine besondere Familie des Geschlechts der Krebse ausmachen) eine darunter stehende Ziege faßte und in die Höhe hob.

Selkirk brachte es zuletzt dahin, daß ihm seine Speisen auch ohne Salz und Brod recht gut schmeckten, und da er erst ein Jahr von seiner Verbannung zurückgelegt hatte, schien ihm seine Lage lange nicht mehr so beklagenswerth, als in den ersten Monaten. Die Gewohnheit, die jeden Schmerz mildert und uns jedes Uebel zu ertragen lehrt, zeigte auch an unserm Einsiedler seine

wohlthätige Wirkung, und er verlebte die Tage seines einsamen Lebens ohne Mismuth und Verdrossenheit. Aber dennoch sehnte er sich öfters mit Wehmuth nach einem theilnehmenden, mitfühlendem Herzen. Der Trieb nach Geselligkeit erwachte bisweilen mit seiner ganzen Stärke, und er erbat sich von der Vorsehung nur die einzige Wohlthat, ihm einen Gefährten auf seiner Wallfahrt zu senden. Ach, rief er bisweilen aus:

Geselligkeit, wir sind für dich geboren,
Der Mensch ist nur in deiner Liebe reich;
Noch Keiner hat dich jemals abgeschworen,
Dich fliehet nur das Heer getäuschter Thoren,
Ihr Schaden ist auch ihrer Thorheit gleich.
Der beß're Mensch, der noch nicht sklavisch feig
Aus Menschenfurcht dich flieht, weiß, daß die wahren Freuden
Bei Brüdern nur gedeihn, und auch mit ihnen scheiden.

Vierter Abend.

Fortsetzung.

Die Insel Juan Fernandez.

Wohl schon Jahr und Tag mochte Selkirk auf der Insel gelebt haben, als er den Entschluß faßte, den Ort seiner freiwilligen Verbannung näher kennen zu lernen. Die Furcht vor wilden Thieren und vor grausamen Einwohnern hatte ihn anfangs mehrere Male beunruhigt, und ihn abgehalten, in das Innere der Insel zu dringen: aber da er in so langer Zeit nicht die geringste Spur davon gefunden hatte, so war diese Furcht gänzlich verschwunden. Er versah sich also mit den nöthigen Lebensmitteln, und trat seine Entdeckungsreise wohlgemuthet an. Nach vier Wochen hatte er diese Reise vollendet, und nachdem er sie öfters wiederholt hatte, brachte er

folgende Erfahrungen und Nachrichten über die Beschaffenheit der Insel zurück.

Die südliche Küste der Insel ist durch hohe Gebirge und steile Felsen eingefaßt — es war diejenige, an welcher unser Robinson ausgesetzt worden war. — Obgleich dieselben zum Theil mit Gehölz bewachsen sind, so kann man sie doch nicht ohne die größte Gefahr besteigen. Das Erdreich liegt nur sehr leicht und locker auf dem felsigen Boden, so daß die Bäume nicht fest und tief Wurzel fassen können, und daher von dem leichtesten Winde umgestürzt werden.

Einer von Ansons Matrosen mußte diese Erfahrung mit seinem Leben erkaufen. Beim Verfolgen einer Ziege wollte er sich nämlich an einem Baum, der an dem Abhange eines Felsen stand, festhalten; der Baum aber gab nach und der Matrose stürzte den Felsen herab. Zwar ergriff er im Fallen noch einen andern sehr starken Baum, um sich daran fest zu halten; aber auch dieser wurde, wie der erste, mit der Wurzel ausgerissen, und der arme Mann sank, an den Felsenspitzen zerschmettert, in einen tiefen Abgrund. Eben so war es dem Lieutenant Piercy

Brett gegangen — einem braven und trefli-chen Offizier, der eins der Schiffe kommandirte, das den Lord Anson auf seiner Reise um die Welt begleitete. Er setzte sich unter einen Baum, der so stark als er selbst war, und lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm desselben. Der Baum aber gab nach, und der Lieutenant rollte von einer beträchtlichen Höhe herab, ohne jedoch Schaden zu leiden.

Der nördliche Theil der Insel ist von dem südlichen auffallend verschieden. Selkirk fand hier ein trockenes, steinigtes, unfruchtbares Land, auf dem kein Strauch und kein Baum wuchs. Ein heftiger Nordwind wehete hier unablässig, und machte die Luft kalt, trübe und feucht. Ueberhaupt verriethen die Küsten von allen Seiten nichts anderes, als eine wilde, rauhe Felsenmasse, und mußte einen Jeden, der das Innere der Insel nicht kannte, von einer Landung abschrecken. Doch fand Selkirk an einer ebenen Stelle der Küste einen ordentlichen kleinen Wald von Mohrrüben oder Möhren. Wahrscheinlich waren sie von der Mannschaft irgend eines Schiffes gesäet und hatten sich so weit fortgewuchert.

Welch eine freudige Entdeckung dies für unsern armen Schottländer war, das kann man sich leicht vorstellen. Er riß sogleich einige Rüben aus, kostete sie, und fand besonders die kleinern von einem angenehmen Geschmack. Einige waren beinahe eine Elle lang und so dick wie sein Arm.

Je tiefer Selkirk in das Innere der Insel vordrang, desto angenehmer und lieblicher wurde die Gegend. Zwischen den Bergen fand er bisweilen die anmuthigsten, fruchtbarsten Thäler. Vor allen aber lächelte ihm eine große, herrliche Ebene entgegen, die durch hohe Berge gegen alle Stürme und Winde gesichert war, und durch schattenreiche Waldungen, so wie durch den mannigfaltigsten Reichthum von Blumen und Pflanzen, zum friedlichen Verweilen einlud. Alle Bäume, die hier wachsen, strömen einen gewürzreichen, aromatischen Geruch aus, und bilden herrliche Gruppen, Lauben und Schattengänge. Hoch sind diese Bäume aber nicht, und zum Bauholz kann nur die Myrthe, die hier eine Höhe von vierzig Fuß erreicht, gebraucht werden. Sie breitet sich in vielen Aesten aus, hat eirunde, glän-

zende Blätter und erfüllt die Luft mit einem lieblichen Geruche. Am Ende der Zweige erscheinen die Blüthen in Traubengestalt, welche sich in grüne, und wenn sie reif sind, in schwarze Beeren verwandeln. Wenn man sie grün abpflückt, können sie als Gewürz gebraucht werden, und geben alsdann einen milderen und sanfteren Geschmack als der Pfeffer. Dies Gewürz wird auch häufig zu uns nach Europa gebracht, wo esunt er dem Namen Gewürzmyrthe, Nelkenpfeffer, Wunderpfeffer und Jamaikanisches Gewürz in der Küche und auch in der Apotheke gebraucht wird.

Unter den übrigen Bäumen, welche Selkirk in diesem schönen Thale entdeckte, ragte auch der Palmbaum hervor. Ohne Aeste und Zweige hob er sich schlank empor, und hatte keine Borke oder Rinde, sondern eine bastartige Umkleidung, wie das Rohr. Ihr wißt schon, lieben Kinder, daß manche Palmen die erstaunliche Höhe von hundert Fuß erreichen; allein so groß wurden die Palmen, die auf Selkirks Inseln wachsen, nicht — sie wurden nur etwa dreisig bis fünf und dreisig Fuß hoch. Die Blätter,

Blüthen und Früchte zeigen sich bei diesem Baume nur ganz oben an der Krone, und so wie sich diese höher empordehnt, fallen die Blätter unten ab, und lassen nur den breiten Ansatz, oder den Grund des Blattstiels, am Stamme zurück, daher dieser von unten bis oben zum Blätterbüschel hinauf wie mit Schuppen besetzt erscheint. Die Blüthe der Palmen zeigt sich ebenfalls nirgends anderswo als am Gipfel, und zwar theils zwischen, größtentheils aber unter den Blättern.

Die Palmen, welche auf Juan Fernandez wachsen, sind keine Kokospalmen, wie sie Herr Campe auf der Insel seines Robinson wachsen läßt, auch keine Dattelpalme, die eine so liebliche Frucht erzeugt; sondern die sogenannte Tannenpalme, deren Frucht eirund zugespitzt, bräunlich und an Größe einer gewöhnlichen Pflaume gleich ist. Sie enthält einen der Länge nach gefurchten Stein mit einem weißen bitterlichen Kern. Dieser gab also unserm armen Selkirk keine sonderliche Nahrung, wohl aber verschafften ihm die kleinen, zart hervorsprießenden Blätter einen sehr wohlschmeckenden Kohl, wie wir in der Folge sehen werden.

Außerdem wuchsen auf diesem schönen Eilande eine Menge gewürziger Kräuter und Pflanzen, die einen eben so angenehmen Geschmack hatten, als sie einen lieblichen Geruch verbreiteten — wie z. B. der Portulak, die Sicilianische Rampse, die sogenannte Gartenkresse und andere dergleichen. Diese Pflanzen haben auch die Eigenschaft, daß ihr Genuß eine sehr wohlthätige und heilsame Kraft gegen den Skorbut äußert. Dies kam besonders dem Admiral Anson und seiner Schiffsgesellschaft, welche an dieser Krankheit lange gelitten hatte, sehr glücklich zu Statten. Sein Geschwader war nämlich zwei Monate lang auf der stürmischen See hin und hergeworfen worden, ohne daß man eine Insel hatte zu Gesicht bekommen können. Der Mangel an Lebensmitteln, besonders an trinkbarem Wasser, die beständige Anspannung aller Kräfte, und der sich immer allgemeiner verbreitende Skorbut, hatten die Mannschaft so matt und kraftlos gemacht, daß man nur mit Mühe das Ufer der Insel Fernandez erreichen konnte, und die meisten in ihren Hängematten vom Schiffe getragen werden mußten. Einige Kundschafter, welche in das

Innere der Insel vorgedrungen waren, brachten Nachricht von dem eben erwähnten Thale, und kaum hatten die Kranken die erfrischende Luft eingeathmet, auf den duftenden Kräutern ausgeruht und die erwähnten Pflanzen genossen, als neue Kraft und neue Lebenslust in ihre ermatteten Glieder zurückkehrte. In vierzehn Tagen waren fast alle ohne Ausnahme wieder frisch und munter.

Mit diesen Kräutern und Bäumen, und mit einer mannigfachen Menge von Blumen, war das liebliche Thal ausgeschmückt, das unsern Einsiedler bei seinem Anblick in die freudigste Verwunderung setzte. Von den hohen und waldigen Bergen, die es umschlossen, stürzten sich mehrere Bäche und Flüsse in plätschernden Wasserfällen herab, und ergossen sich in verschiedenen Krümmungen durch das Thal. An der einen Seite des Gebirges hatte sich von Myrthenbäumen, Palmen und Sumachgebüschen ein liebliches Wäldchen, in der Form eines Halbkreises, gebildet. Die Natur hatte darin so köstliche Grotten und Laubgänge gebildet, als wären sie durch die Kunst von Menschenhänden gemacht.

Ein

Ein Heer von bunten und lustigen Vögeln belebten das Wäldchen, und ein süßer Geruch durchwürzte den ganzen Luftkreis. Die glücklichste Einbildungskraft vermag sich kaum eine so reizende Gegend vorzustellen, als hier in schöner Wirklichkeit vor *Selkirks* Augen lag.

Ihr könnt euch, lieben Kinder, das Erstaunen denken, in welches unsern *Selkirk* der Anblick aller dieser Herrlichkeiten versetzte. Was war natürlicher, als daß sogleich der Vorsatz in ihm entstand, hier künftig seine Wohnung aufzuschlagen. Er ging nach seinen Hütten zurück, holte sich sein Haus- und Jagdgeräthe, und erbaute sich mit leichter Mühe aus dem Sumach- und Myrtenbaum dichte Hütten, die er mit Gras und Laubwerk bedeckte und mit Ziegenfellen ausfütterte. Damit aber nicht ein Schiff von ihm ungesehen der Insel vorbeifahre, errichtete er sich auf dem Gipfel des höchsten nahe liegenden Berges ebenfalls eine Hütte, von der er das Meer von allen Seiten übersehen konnte. — Als der Lord *Anson* drei und dreisig Jahre später nach *Juan Fernandez* kam, fand er auch dieses schöne Thal, und schlug darin seine Zelter auf.

Er kann uns in der Beschreibung seiner Reise dieses Thal nicht lieblich genug schildern, und versichert uns, auf seiner weiten Reise keine, mit allen Reizen der Natur so mannigfach ausgezierte Gegend gesehen zu haben.

Unter den Vögeln, von denen ich vorhin sagte, daß sie den schönen Myrtenhain belebten, waren der Kolibri, die Amsel, der Ara und der Falke. Der Kolibri, den die Natur mit den reizendsten Farben ausgeschmückt hat, gehört, wie ihr wißt, zu der kleinsten Gattung von Vögeln. Alle nur ersinnliche Farben schmücken in den reizendsten Verschmelzungen das zarte Gefieder dieses niedlichen Thierchens. Keine Beschreibung ist im Stande, die entzückenden Schönheiten dieser Lieblinge der Natur auszudrücken. Neben der Pracht des Gefieders ward ihnen ein schlanker, leichter, und man möchte sagen luftiger Körper gegeben. Sie flattern leicht und flüchtig, wie der Schmetterling, von einer Blume zur andern, schweben über denselben, gleich dem Dämmerungsfalter, in leichten, zitternden, kaum bemerkbaren Schwingungen der Flügel, senken ihren Schnabel in den Kelch der Blumen, und

halten so ihr köstliches Mahl. Ihre Zunge gleicht einem Saugrüßel, der im Schnabel, wie in einer Scheide, verborgen liegt; sehr geschickt ziehen sie damit den Honig aus den Blumen.

Der Anblick und die Beobachtung dieser zarten Wesen machte unserm Selkirk ein ungemeines Vergnügen. Er sahe, wie das Weibchen an einem dünnen Zweige, zwischen ein Paar Blättern, ein Neſtchen aus der Saamenwolle bereitete, welche das Männchen von allerlei Gewächsen zusammentrug. Dieses Neſtchen war dem zarten Bau der Bewohner ganz angemessen, und kam an Größe und Gestalt einer halben Aprikose gleich. Die Eier, deren das Weibchen zwei legte, waren weiß von Farbe, und etwa so groß, als eine mittelmäßige Erbse. Männchen und Weibchen brüteten wechselsweise zwölf Tage, und am dreizehnten kamen die Jungen aus, welche den Stubenfliegen an Größe glichen. Die Alten hielten den Jungen ihre mit Honigsaft gefüllte Zunge hin, den die kleinen Geschöpfe aussaugten.

Ich habe auf meiner Reise nach Amerika, setzte der Vater hinzu, einen gewissen Pater

Montdidier kennen gelernt, welcher mir erzählte, daß es ihm geglückt sey, einige dieser zarten Vögel in der Gefangenschaft lebendig zu erhalten — was sonst äußerst schwer hält. Er setzte nämlich ein Nest mit funfzehn- bis zwanzigtägigen Jungen, das in der Nähe seiner Wohnung hing, in einen Käfig, und stellte diesen an ein Fenster. Die Alten fuhren fort, ihre Jungen zu ernähren, und wurden nach und nach so zahm, daß sie nicht mehr aus dem Zimmer flogen, und sich sogar ihrem Pfleger auf den Finger setzten. Er ernährte sie mit einem dünnen flüssigen Teige aus Zwieback, mit spanischem Wein und Zucker. Sie steckten die Zunge in diesen Teig, flogen davon, wenn sie satt waren, und zwitscherten ihren gewöhnlichen Ton. Fünf oder sechs Monate lang erhielt der Pater seine Kolibris, und schon hatte er Hofnung, daß sie ihm neue Jungen geben würden, als eine Ratte, die sie in der Nacht auffraß, ihm seine Freude vernichtete.

Unter den andern Vögeln machte der Ara, oder der westindische Papagoy, dem guten Selkirk das meiste Vergnügen. Dies ist ein prächtiger Vogel, von der Größe einer mäßigen Henne,

mit einem langen schöngefiederten Schwanze. Die Hauptfarbe des Ara ist ein glänzendes Zinnoberroth, das in die verschiedensten Schattirungen übergeht. Nur die vier großen Schwungfedern sind hellblau. Selkirk fand das Nest dieser Vögel auf abgestumpften Bäumen, in Löchern, die er mit seinem Schnabel erweitert und mit Federn ausgefüttert hatte. Seine Eier waren an Größe den Taubeneiern gleich. Das Weibchen legte deren zwei, und bebrütete sie abwechselnd mit dem Männchen.

Der Edelfalke, welcher ebenfalls auf dieser Insel hausete, hielt sich nur zwischen schroffen Felsen und unzugänglichen Klippen auf. Aber dennoch war er vor Selkirks Nachstellungen nicht sicher. Dieser bestieg die steilsten Gebirge, und nahm zwischen den Felsenspalten die Jungen aus dem Neste. Dies war aus Reisern gemacht und mit Federn und Gras ausgelegt. Gewöhnlich fand er drei bis vier Eier oder Junge in den Nestern. Er nahm sie, steckte sie in seine Reisetasche und bereitete sich davon eine leckere Mahlzeit. Vorher verscheuchte er immer erst die Alten vom Neste, damit er von ihren scharfen Krallen und von

dem gekrümmten Schnabel nichts zu fürchten hatte; aber einmal gerieth er doch mit ihnen in einen sehr hitzigen Kampf. Sie wollten sich ihre Jungen durchaus nicht nehmen lassen; stießen mit aller Gewalt auf ihn los, und würden ihn wahrscheinlich genöthigt haben, seinen Raub fahren zu lassen, wenn er nicht seine, zum Glück geladene, Flinte bei sich gehabt und den einen von den alten Falken erlegt hätte. Dieser hatte eine Länge von zwei Fuß, und war mit ausgespannten Flügeln vier Fuß breit. Der Kopf und der Obertheil des Halses war dunkelroth und schwarz gestrichelt; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und die Schultern bräunlich; die Füße und der Schnabel grünlich gelb.

Fünfter Abend.
Fortsetzung und Beschluß.

Die Erlösung. Heinrich Will.

Selkirk fühlte sich in seiner neuen Wohnung, unter den freundlichen Umgebungen der schönen Natur, unweit wohler und glücklicher, als an dem Ufer des brausenden Meeres, zwischen Bergen und Klippen. Er legte sich in der Nähe seiner Wohnung einen kleinen Garten an, den er mit Rüben, Blumen und Suppenkräutern bepflanzte, und durch kleine Lauben und Grotten verschönerte. Dies gab ihm täglich eine sehr angenehme Beschäftigung.

Mit der ersten Morgendämmerung stand Selkirk auf, und nachdem er sich in einem frommen Gebet dem Schutz des Höchsten empfohlen hatte, nahm er seine Reisetasche und seine Flinte und begab sich auf die Jagd. Zuerst

ging er an das Ufer der Flüsse und des Meeres, um Krebse und Schildkröten zu fangen. Alsdann durchkroch er die Gebirge und Wälder, um den Eiern und Jungen der Falken nachzuspüren, Aras zu fangen und Ziegen zu haschen. Wenn er seinen Fang glücklich hereingebracht hatte, so nahm er sein Frühstück zu sich, das gewöhnlich in Ziegenmilch und kaltem Fleische bestand. Dann ging er an die Bereitung des Mittagbrods, das abwechselnd aus Rüben, Palmenkraut, gesottenen Krebsen, gebratenem Ziegenfleisch und aus einer nahrhaften Kräutersuppe bestand. Die jungen, frisch hervorkeimenden Blättchen der Palmen gaben ihm eine herrliche Vorkost, die, in Milch gesotten, ein wahrer Leckerbissen war. Auch das Fleisch der Aras und jungen Falken gehörte zu seinen Leckerbissen.

Um den Mangel an geselligem Umgang zu ersetzen, machte er einige Aras und junge Falken zahm, und richtete sie so ab, daß sie auf seinen Ruf herbeieilten, ihm überall folgten, aus seiner Hand fraßen und auf sein Kommando gewisse Töne von sich gaben. — Aber eine große Plage für ihn waren die ungeheure Menge von Ratten,

welche die ganze Insel gleichsam überschwemmt hatten, und ihm nicht nur seine Speisen und Kleider benagten, sondern auch des Nachts, wenn er schlief, an seinen Füßen knabberten. Wahrscheinlich war dieses Ungeziefer von Schiffen, die hier angelegt hatten, auf die Insel gekommen, und hatte sich in so großer Menge vermehrt.

Dasselbe mußte auch mit den natürlichen Feinden der Ratten, mit den Katzen, der Fall gewesen seyn; denn auch diese befanden sich in großer Anzahl auf der Insel, waren aber ganz ausgeartet, und hatten die Natur und Beschaffenheit der wilden Katzen angenommen. Sie kletterten sehr geschickt die Bäume entlang, sprangen, wie bei uns die Eichhörnchen, mit großer Sicherheit von einem Baume zum andern, lauerten im Hinterhalte auf ihren Raub, und bemächtigten sich desselben in einigen starken Sätzen mit einer großen Wuth. Sie waren größer als unsre gewöhnlichen Hauskatzen, hatten einen dicken Hals und einen wilderen Blick, und ihr Haar hatte eine röthlichgraue, mit schwarzen Streifen durchwirkte Farbe. Vergebens hatte

sich Selkirk bemüht, eins von diesen Thieren zu fangen, oder durch Ziegenfleisch an sich zu locken. Endlich war er so glücklich, ein Nest mit jungen Katzen zu finden. Freudig eilte er mit diesem willkommenen Fund nach seiner Wohnung, pflegte und fütterte die junge Brut mit großer Sorgfalt, spielte oft mit ihnen, und hatte die Freude, zu bemerken, daß sie ihre wilde Natur gänzlich ablegten, häusliche Tugenden annahmen, seine Wohnung von allem Ungeziefer reinigten, und ihm mit treuer Anhänglichkeit ergeben waren.

Eine von diesen Katzen hatte er abgerichtet, zu tanzen und allerlei Sprünge zu machen, wenn er ihr vorsang. Denselben Versuch machte er mit einer jungen Ziege, und auch dieser gelang ihm über Erwartung. Selkirk befand sich also in seiner tiefen Einsamkeit und Entfernung von allem menschlichen Umgang nie ohne Gesellschaft, und wenn er eine kleine Wanderung durch die Provinzen seines Reiches machte, begleiteten ihn immer sein treuer Falke, der geschwätzige Ara, die gutmüthige Ziege und das behende Kätzlein. Dazu kam noch die natürliche Heiterkeit seines

Gemüths, die Kraft und Munterkeit seines männlichen Alters — denn er war jetzt erst zwei und dreißig Jahr alt —, das herrliche Gedeihen aller seiner Anlagen, und die frohe Hoffnung, daß er gewiß einst, früher oder später, sein jugendliches Land wieder begrüßen werde. Das alles ließ ihn die Unannehmlichkeiten seiner Abgeschiedenheit vergessen, und ruhig und zufrieden leben. Er belustigte sich oft damit, daß er seinen Namen, das Jahr seines Exils und die Tage, an welchen ihm etwas Merkwürdiges widerfuhr, in die Rinde der Bäume einschnitt. Er erfand sich neue Werkzeuge, beobachtete an hellen Abenden die Sterne, sammelte sich Blumen und Kräuter, verglich sie unter einander, und dachte über den wunderbaren Bau derselben nach.

Seine Schuhe und Kleidungsstücke wurden durch das beständige Umherstreifen durch Wälder und Gebüsche, so wie durch das Erklettern hoher Berge und Felsen, gar bald zerrissen und zerstückt. Aber seine Füße härteten sich so sehr ab, daß er überall barfuß hinlief, und daß es ihm, als er wieder an Bord kam, viel Zeit kostete, ehe er wieder Schuhe tragen konnte. So oft er welche

anzog, schwollen ihm die Füße. Ueberhaupt konnte er sich nur mit Mühe wieder an seine vorige europäische Lebensart gewöhnen.

Als seine Kleider abgetragen waren, machte er sich einen Wams und eine Mütze aus Ziegenfellen, welche er vermittelst kleiner, aus eben dem Felle geschnittenen Riemchen zusammennähete. Ein Nagel diente ihm dabei statt der Nähnadel. Als sein Messer bis an den Rücken abgenutzt war, verfertigte er sich andere Messer aus einem eisernen Reifen, den er einst am Ufer gefunden hatte. Er hämmerte sie im Feuer dünne und wetzte sie auf Steinen. Aus etwas leinenem Zeuge, welches er bei sich hatte, nähete er sich mit seinem Nagel Hemden; die Fäden dazu zog er aus seinen Strümpfen. Als er wieder an Bord kam, trug er sein letztes Hemde.

Im Monat Juli, welches die Winterszeit dieser Gegend ist, fing die Luft an etwas rauh und unfreundlich zu werden. Hin und wieder fiel etwas Schnee und Hagel, es fror auch wohl etwas und regnete häufig. Alle Thiere verbargen sich in ihren Nestern und Schlupfwinkeln, und kamen nur selten zum Vorschein. Nachdem

also Selkirk diese Erfahrung einmal gemacht hatte, versah er sich zu dieser Jahrszeit mit dem nöthigen Vorrath von Lebensmitteln. Die Monate September, Oktober und November aber waren über alle Beschreibung angenehm. Ein fröhliches Leben regte sich allenthalben; eine liebliche Wärme verbreitete sich über die neugestärkte Natur; alle Blüthen drängten sich schnell hervor und erfüllten die Luft mit den köstlichsten Gerüchen; immer heiter und freundlich blickte der Himmel auf die verjüngte Erde herab. — Das war für unsern Selkirk eine herrliche Zeit!

Während der vier Jahre und vier Monate, die er auf dieser Insel zubrachte, sahe er mehrere Schiffe, welche derselben vorbeisegelten. Sie waren aber in einer zu großen Entfernung, als daß sie sein Rufen hätten hören können. Nur zwei Schiffe legten bei Juan Fernandez vor Anker. Er war ungewiß, von welcher Nation sie waren, näherte sich aber der Küste. Noch hatte er dieselbe nicht erreicht, als zwei Spanier, die ihn in seiner seltsamen Kleidung erblickten, aus dem Gebüsch hervortraten und

nach ihm schossen. Sie trafen ihn aber nicht, und Selkirk flüchtete sich in einen Wald, wo er sich auf einen Baum versteckte. Zwar verfolgten ihn die Spanier, sie bemerkten ihn aber nicht, ob sie gleich bei dem Baum vorbeistreiften, und eine Menge Ziegen vor seinen Augen schossen. Selkirk versicherte nachher, daß er lieber auf seiner Insel den Tod erwartet, als sich den Spaniern ergeben hätte, die ihn entweder würden umgebracht oder zur Arbeit in die Bergwerke verurtheilt haben, damit er fremden Nationen keine Nachricht von der Fahrt in der Südsee geben könnte.

Während des spanischen Erbfolgekrieges, der in dem ersten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts vorfiel, rüsteten einige Privatpersonen in England zwei Schiffe aus, die in dem Südmeer gegen die Spanier kreuzen sollten. Das eine von diesen Schiffen kommandirte Woodes Roggers. Dieser landete im Jahr 1708 auf der Insel Juan Fernandez, und fand daselbst unsern Selkirk. Sein erster Steuermann war der berühmte Wilhelm Dampiere, der mit Alexander Selkirk auf

dem Schiffe des Kapitain Stradling gedient und sich bei dem Schiffbruch des Herzogs auf der Küste von Barbançon gerettet hatte. Er erkannte seinen Reisegefährten sogleich, troß seiner entstellenden Kleidung, und hatte eben seinen Schiffskapitain bewogen, bei Juan Fernandez zu landen, um Kundschaft von dem verbannten Selkirk einzuziehen. Die Freude des Wiedersehns und der lang ersehnten Erlösung war unbeschreiblich.

Da Dampiere seinem Kapitain Roggers die Versicherung gab, daß Selkirk ehedem zu ihren besten Seeleuten gehört habe, so ertheilte ihm dieser auf seinem Schiffe die Stelle eines Bootsmannes. Mit inniger Wehmuth schied Selkirk von seinem ihm so theuer gewordenen Eilande. Er konnte die Thränen nicht zurück halten, als er das friedliche Thal und seine liebe Wohnung verlassen mußte. Der Hauptmann erlaubte ihm, alles an Bord zu bringen, was ihm lieb und theuer sey, und so nahm er denn seinen Ara, den Falken, seine Lieblingskaße, die Ziege, seine Inselkleidung und das alte Hausgeräthe mit. Als er in seinem Vaterlande

wieder angekommen war, schrieb er die Geschichte seiner Reiseabentheuer und seines einsiedlerischen Lebens auf, und sie ist auch in der Folge durch den Druck bekannt geworden.

Ein gewisser Daniel de Foé benutzte die Geschichte Selkirks zur Ausfertigung eines Romans, den er im Jahre 1719 unter dem Titel: Begebenheiten des Robinson Crusoe, in englischer Sprache drucken ließ. Dies Buch wurde mit großer Theilnahme gelesen, wohl zwanzigmal aufgelegt, und in alle Sprachen übersetzt. Doch findet man hier die Begebenheiten und Schicksale Selkirks ganz entstellt. Nicht einmal die Insel Fernandez wurde beibehalten, sondern der arme Robinson auf eine Insel am Ausflusse des Ohioflusses in Nordamerika versetzt. Campe ist dem Daniel de Foé gefolgt, und so kann man auch bei ihm das Wahre von dem Erdichteten nicht unterscheiden. Aber auch von allem äußern Schmuck entkleidet, und ohne romanhafte Zusätze, nimmt Selkirks Geschichte in der Reihe merkwürdiger Begebenheiten und außerordentlicher Beispiele vom Wechsel der Schicksale eine interessante Stelle ein.

Selkirk war jedoch nicht der erste gewesen, der auf dieser Insel einige Jahre in hülfloser Einsamkeit durchlebt hatte. Im Jahre 1680 vereinigte sich eine Gesellschaft englischer Kaper, unter dem Kommando des Kapitain Sharp, Copan und Sawkins, um in der Südsee auf gute Prisen auszugehen. Am 26sten December erschienen sie vor der Insel Fernandez, und ankerten an der östlichen Küste, um Wasser einzunehmen und Ziegen zu jagen. Von dem Fleische der letztern salzten sie einen guten Vorrath ein, waren aber kaum damit fertig, als am 21sten Januar 1681 drei spanische Kriegsschiffe vor der Insel erschienen. Zum Widerstande zu schwach, eilten die Engländer sogleich an Bord. Nur einer von ihnen, Heinrich Will, hatte sich in den Wäldern verirrt, und jagte den Ziegen nach, als das Schiff unter Segel ging. Er hatte deshalb die Signale zur Abfahrt nicht bemerkt, und als er am Ufer ankam, war das Schiff bereits unter Segel gegangen. So stand er nun einsam und verlassen da.

Alles, was er bei sich hatte, bestand in einem Messer, einer Flinte und in einem kleinen

Vorrath von Blei und Pulver. Als dieser verbraucht war, sägte er mit seinem Messer, das er dazu eingerichtet hatte, den Lauf der Flinte in kleine Stückchen, und verfertigte sich daraus einige lange Messer, kurze Harpunen und Angeln. Ehe er dies aber bewerkstelligen konnte, mußte er Feuer haben, das er sich mit Hülfe des Flintensteins und eines Stücks gehärteten Eisens verschaffte. Dann brachte er die getheilten Stückchen des Laufs ins Feuer, und als sie erhitzt waren, hämmerte er sie mit Steinen, und gab ihnen eine beliebige Form.

Durch rastlosen Fleiß, und mit Hülfe der in der Noth äußerst scharfsinnigen Erfindungskraft, verschaffte sich Will alle diejenigen Lebensmittel, die auf der Insel nur zu erlangen waren. Bevor er sich aber die Fischangeln verfertigt hatte, mußte er Seekälber essen, deren Fleisch sehr unschmackhaft ist und ihm jedesmal Uebelkeiten veranlaßte. In der Folge stellte er ihnen bloß in der Absicht nach, um aus ihrer Haut lange und dünne Riemen zu schneiden, die er zu Leinen an den Angeln und zu Schlingen für die Ziegen brauchte.

Diese Thiere, die man auch Seehunde nennt, und die die Größe eines gewöhnlichen Kalbes haben, pflegen gern am Strande und auf Klippen zu schlafen. Wenn sie hier durch irgend ein Geräusch erschreckt oder von Menschen überrascht werden, so nehmen sie schleunig die Flucht nach dem Meere, und geben unterwegs eine Menge Wasser aus dem Munde von sich, wodurch der Weg schlüpfrig gemacht und ihr Fortkommen erleichtert wird — denn sie rutschen auf dem Bauche und helfen sich dabei mit den kurzen Vorderfüßen fort; die Hinterfüße sind mit dem Schwanze so verwachsen, daß sie ein Ganzes ausmachen. Vertritt man einem Seehunde den Weg, so wird er böse, setzt sich herzhaft zur Wehre, und schlägt und beißt gewaltig um sich. Seine Zähne sind so scharf und die Muskeln der Kinnlade so kraftvoll, daß er armdicke Stöcke damit zermalmt. Der Schlaf der Seekälber ist anhaltend und fest; auch erwachen sie öfters, richten sich auf, sehen einander eine Weile verwundernd an und schlafen wieder ein. Es ist nicht schwer, sie in diesem Zustande zu überfallen und zu fangen, oder todt zu schlagen.

Eine Viertelmeile vom Ufer hatte sich Will eine Hütte gebaut und sie mit Ziegenfellen bedeckt. Daraus bestand auch sein Lager, und als seine Kleider zerrißen, die Bedeckung seines Körpers. — Im August 1683 machte sich ein Trupp von siebenzig Engländern, lauter Freibeuter und Abentheurer, von Amachak in Virginien, auf den Weg, um unter dem Kommando des Kapitain Kook an der Küste von Peru und Chili zu kreuzen. Unter ihnen waren mehrere, die an der vorher erwehnten Kaperfahrt Theil genommen und den armen Will auf der Insel Fernandez zurückgelassen hatten. Gegen die Mitte des Novembers kamen sie durch die Magellanische Meerenge und ankerten nach vielen überstandenen Widerwärtigkeiten den 23sten Mai 1684 in einer Bay auf der Südseite von Fernandez, wo sie sogleich eine Schaluppe aussetzten, um sich nach dem ehrlichen Heinrich Will umzusehen. Sie fanden ihn sogleich, und die Freude, die dieser empfand, als er nach einer traurigen Einsamkeit von beinahe vier Jahren seine alten Freunde wieder umarmte, und die freundliche Rede der Menschen wieder vernahm, läßt sich nicht beschreiben.

In der Folge ist diese kleine, aber merkwürdige Insel noch öfters der Schauplatz interessanter Begebenheiten gewesen. Es gab nämlich vor etwa hundert Jahren in der Südsee eine große Gesellschaft von Seeräubern, die unter dem Namen der Bukanier und Flibustier das Meer sehr unsicher machten, und besonders den Spaniern in ihren Besitzungen auf dem festen Lande von Amerika sehr gefährlich waren. Sie zeichneten sich durch kühne und gewagte Unternehmungen aus, hatten ihre eigene Staatsverfassung und Oberhäupter, und verschafften sich durch ihre Räubereien ansehnliche Reichthümer. Diese Leute nahmen nun oft, wenn sie von der ihnen überlegenen Spanischen Flotte verfolgt wurden, oder wenn sie frisches Wasser oder Lebensmittel einnehmen und ihre Schiffe ausbessern wollten, auf der Insel Juan Fernandez ihre Zuflucht, wo sie immer einen angenehmen Aufenthalt fanden, und wegen der großen Menge von Ziegen nie Mangel an Lebensmitteln hatten.

Um ihren Feinden diese Nahrungsquelle zu verstopfen, setzten die Spanier eine Menge großer Hunde auf der Insel aus, welche sich in kurzer

Zeit ansehnlich vermehrten und die Ziegen überall verfolgten und zerrissen. Zuletzt flohen diese armen geängstigten Thiere auf die steilsten und unwegsamsten Gebürge, wohin ihnen die Hunde nicht folgen konnten, und lebten dort in einzelnen kleinen Heerden zu zwanzig und dreißig. Auch die Hunde hatten sich zu einer heerdenweisen Verbindung vergesellschaftet, und wenn deshalb einmal beide feindliche Heere zusammenstießen, so entstand ein heftiger Kampf.

"Ich habe einst —„ erzählt der Lord Anson in seiner Reisebeschreibung — "die Zurüstung zu einem solchen Kampfe mit angesehen, die mir viel Vergnügen machte. Wir bemerkten nämlich, indem wir in einer Schaluppe die östliche Küste der Insel umfuhren, einen Haufen Hunde, welche irgend etwas aufspürten. Wir wünschten zu wissen, welch ein Wildpret sie aufsuchten, hielten deshalb stille, und verfolgten sie mit unsern Augen. Wir sahen, daß sie einen Berg hinaufstiegen, auf dessen höchsten Gipfel sich eine Heerde Ziegen befand. Diese waren zum Kampfe gerüstet und hatten eine kriegerische Stellung eingenommen. Ein schmaler Fußsteig, an dessen

Seiten tiefe Abgründe entlang liefen, führten zu der Spitze des Berges. Ein Theil der Ziegen hatte diesen Fußsteig besetzt, und in einiger Entfernung hinter denselben standen die übrigen. Die Hunde rückten heran; als sie aber die dunkle Tiefe zur Seite und die Besetzung des Fußsteigs durch ein feindliches Korps erblickten, kehrten sie um und ergriffen die Flucht.„

Zu Ansons Zeiten waren die Ziegen eben so selten, als die Hunde häufig waren. "Sie machten uns oft„ — erzählt er — "des Nachts ihre Aufwartung, und nahmen uns unhöflicher Weise unsern Mundvorrath mit; wir mußten deshalb immer eine Schildwach ausstellen. Aber auch diese wurde einst von ihnen mit solchem Nachdruck angegriffen, daß sie würde verlohren gewesen seyn, wenn nicht auf ihr Geschrei Mehrere zur Hülfe geeilt wären. Sie sind groß, stark und unglaublich schnell, und ernähren sich, seitdem die Ziegen so selten geworden sind, vorzüglich von den jungen Seekälbern, die sie am Ufer überfallen.„ — Auch die Katzen, deren Anzahl zu Selkirks Zeiten sehr groß war, hatte sich so sehr vermindert, daß Anson nur

zwei zu Gesicht bekommen hat. Dagegen hatten die Ratzen wieder so sehr überhand genommen, daß die Zelter zur Nachtzeit damit ganz angefüllt waren.

Jetzt gehört diese Insel den Spaniern, die jedoch darauf keine Kolonie angelegt haben. Schiffe landen öfters auf derselben, um sich wieder mit frischem Wasser zu versehen.

Sechster Abend.

Die glücklichen Bewohner von Sankt Kilda.

Ich habe euch — so begann der Vater Hellwig seine heutige Erzählung — an den vorigen Abenden die Geschichte der armen Robinsone Selkirk und Will erzählt, und euch eine Schilderung der kleinen, aber mit allen Reizen der schönen Natur ausgeschmückten Insel Fernandez entworfen. Heute will ich euch ein anziehendes und freundliches Gemälde von einem kleinen und glücklichen Völkchen aufstellen, das fern von dem tosenden Gewirre des großen stürmischen Lebens, in Friede und Ruhe die Tage seines Daseyns hinbringt, und sich um das, was die Menschen in der bürgerlichen Welt schaffen und treiben, wünschen und erstreben, gar nicht kümmern.

Wenn ihr euren Blick auf der Charte von England nach der westlichen Seite von Schottland hinwendet, so werdet ihr da eine zerstreute Gruppe von Inseln finden, die den Namen der Hebridischen Inseln führt. Die entfernteste von ihnen ist die Insel Sankt Kilda, die etwa nur drittehalb deutsche Meilen im Umfang hat, und von allen Seiten — einen einzigen Landungsplatz ausgenommen — mit hohen Felswänden eingeschlossen ist. Gegen diesen bricht sich die tosende Fluth des Weltmeers mit unbeschreiblicher Gewalt, als wolle sie jede nahende Gefahr von dem glücklichen Eilande vertreiben. Das Innere desselben ist steinig und unfruchtbar, und bringt keine Bäume, ja nicht einmal Gesträuche hervor. Die Luft aber ist sehr rein und gesund; nur sehr selten sieht man den Himmel bewölkt, fast immer lächelt er freundlich auf die glücklichen Bewohner von Kilda herab. Auch das Quellwasser ist hier vortreflich, und Reisende, welche diese Insel besucht haben, versichern, daß sie das sonst so köstliche Wasser der benachbarten Inseln lange nicht so leicht und ätherisch gefunden hätten, als das zu St. Kilda.

Auf dieser stillen, friedlichen Insel wohnt, von der ganzen übrigen Welt abgeschieden, ein kleines Häuflein von Menschen, zweihundert an der Zahl, wovon die meisten nicht weiter, als bis auf die nächsten Felsen im Ozean kommen, sehr wenige die etwas entferntere Insel Sky besuchen, und noch wenigere das feste Land von Schottland betreten. Sie sind groß, stark und von edlem Ansehen. Der gesunden reinen Luft, so wie dem klaren wohlschmeckenden Wasser, besonders aber der Reinigkeit ihrer Sitten, der Mäßigkeit im Genuß der Nahrungsmittel, und der stärkenden Uebung ihrer Leibeskräfte, verdanken sie die feste Gesundheit und die ausgezeichnete Schönheit und Stärke, der sie sich erfreuen. Sie übertreffen alle übrigen Völker unsers Erdtheils durch die blendende Weisse und Schönheit ihrer Farbe, und selbst die Kinder von Fremdlingen, die auf diese Insel kamen, werden weisser, als ihre Väter waren.

Die körperliche Stärke dieser Insulaner ist zum Sprüchwort geworden, und ein Mann von Sankt Kilda ist der Regel nach noch einmal so stark, als ein Mann von den benachbarten

Inseln. Ihre Hütten sind aus Steinen gebaut, mit Stroh gedeckt und sehr niedrig, ihre Ruhestätten bloße Lager von Stroh, und ihre Betleidung lederne Jacken. Im Sommer gehen beide Geschlechter barfuß; im Winter aber bedecken sie die Füße mit den Häuten von wilden Gänsen, die jedoch nur drei, höchstens fünf Tage ausdauern.

Die vornehmste Nahrung der Kildaer sind die Seevögel und deren Eier. Die Felsen und Eilande sind damit in so ungeheurer Menge bedeckt, daß, wenn man die brütenden Vögel aufschreckt, die Luft dadurch verfinstert wird. Von mehrern Vögelarten, besonders von den wilden Gänsen, werden jährlich auf dieser Insel viele Tausende, und von den Eiern viele Hunderttausende verzehrt. Außerdem sind Fische, mehrere Arten von Kräutern, Gersten- und noch seltener Haberbrod die gewöhnlichste Nahrung der Insulaner. Das Fleisch der Kühe und Schafe ist sehr zart und fett, wegen der nährenden und treflichen Kräuter, die ihnen diese Insel zur Fütterung darbietet; allein die Einwohner essen es selten und nur bei feierlichen Gelegenheiten. Salz

und Gewürz kennen sie gar nicht, und blos mit dem Fett der Vögel richten sie ihre Speisen zu. Bisweilen bereiten auch die Männer von Sankt Kilda aus Gerste und gewissen Kräutern ein sehr gutes Bier, ihr gewöhnliches Getränk aber ist das herrliche Quellwasser. Von Wein und andern starken Getränken wissen sie gar nichts.

Die Arbeiten der Insulaner bestehen, außer der Errichtung ihrer Hütten und der Verfertigung ihrer Kleider und Geräthschaften, in der Bestellung ihrer Felder, die nicht gepflügt, sondern umgraben werden; ferner im Fischen, im Fangen der Vögel und im Sammeln der Vogeleier. Diese letztern Beschäftigungen sind sehr gefährlich und erfordern eben so viel Gewandheit und Geschicklichkeit, als Kraft und Körperstärke. Die Inseln und Felsen, auf welchen die Vögel nisten und brüten, sind eben so steil und unzugänglich, als die Felsenwände von St. Kilda. Die gewaltigen Brandungen, die sie umtoben, die steilen Abhänge, die man erklimmen, und die Abgründe über dem Ozean, in welche man sich an langen Stricken hinablassen muß — dies alles macht den muthigen Insulanern das Aufsu-

chen ihres wichtigsten Nahrungszweiges zu einem beständigen Kampf mit drohenden Todesgefahren. Aber das stählt auch ihren Muth, härtet ihren Körper gegen den Ungestüm der Witterung ab, erfüllt sie mit einem edlen, männlichen Freiheitsgefühl, und läßt sie alle Unbequemlichkeiten des Lebens verspotten.

Durch frühe und stets fortgesetzte Uebungen erlangen die Einwohner von St. Kilda eine solche Fertigkeit und Kühnheit im Schwimmen und in der Erkletterung der schmalen und gähen Felsspitzen, daß ihnen darin wohl schwerlich irgend ein wildes Volk der Erde gleichkommt. Ueber unabsehliche Tiefen springen sie von einer Felsspitze zur andern, und erheben sich, durch die Kraft ihrer großen Zähen, von den äußersten Zacken eines Abhanges bis zum andern, bis sie eine andere Felsspitze umklammern können. Auf eine eben so bewunderungswürdige Art brauchen sie die Fersen oder Absätze der Füße und die Elbogen beim Ersteigen von abgeschnittenen Felswänden. Sie lehnen sich nämlich mit dem Rücken an dieselben an, und arbeiten sich dann mit den Absätzen und Elbogen in die Höhe.

Reisende, welche diesen gefährlichen und schrecklichen Unternehmungen zusahen, können uns nicht Wunder genug von der Kühnheit, Stärke und Gewandheit dieser Insulaner erzählen. Aber eben, weil diese Eigenschaften zur Erlangung ihrer unentbehrlichen Lebensmittel so nothwendig sind, so legen sie auch einen sehr hohen Werth darauf, und ehren den am meisten, der sich durch dieselben vor allen andern vorzüglich auszeichnet. Früh strebt der Knabe nach der Erlangung jener Tugenden, und der Jüngling setzt darin seine schönste Zierde und seinen höchsten Ruhm.

Die starken, schönen, gesunden und behenden, durch ihre Stärke und Behendigkeit sich selbst genügenden Männer von Sankt Kilda sind gegen alle Anfälle von Aussen eben so sicher, als sie es gegen den inneren Druck und gegen die Macht des Stärkern sind. Die Insel gehört, wie mehrere benachbarte Eilande, dem Statthalter von Macleod, der jährlich einen Vogt — Steward — nach der Insel schickt, um die Abgaben einzufordern. In der übrigen Zeit des Jahres steht die Insel unter der Aufsicht eines

Vorstehers oder Richters — den sich die Einwohner aus ihrer eigenen Mitte zu wählen berechtiget sind. So wohl die Zeit, innerhalb welcher der Vogt auf der Insel bleiben darf, als auch die Größe seines Gefolges und des zu fordernden Tributs, ist durch ein altes Herkommen aufs genaueste bestimmt.

Während der Anwesenheit des Vogts ist der Richter auch der Vertreter des Volks und der Vertheidiger dessen Rechte. Wenn der Vogt etwas fordert oder anordnet, was gegen das alte Herkommen ist: so muß ihm der Richter so lange nachdrücklich widersprechen, bis derselbe nachgiebt, oder ihm mit dem flachen Schwerte drei Streiche auf den Kopf versetzt. Alsdann hat der Richter seine Pflicht als Vertheidiger der Rechte des Volks gethan, und glaubt dieses dann noch Ursache zu haben, sich über den Vogt zu beklagen: so schickt es, unter der Anführung des Richters, eine Gesandschaft an den Lord von Mackleod. Dieser erhört fast immer die Klagen der Insulaner, und befriedigt ihre gewiß sehr billigen Wünsche, weil Liebe und freiwilliger Gehorsam das einzige Band sind, was die Einwohner

von

von St. Kilda an ihren Herrn bindet; denn keine äußere Gewalt kann ihnen auf ihren Felsen beikommen.

Kaum ist das mächtige Britannien mit seinen siegreichen Flotten so unüberwindlich, als es die kleine Insel St. Kilda mit ihren wenigen Einwohnern ist. Die schroffen Felswände und die stürmische Brandung des Meers vertheidigen sie kräftiger und nachdrücklicher als Flotten und Festungen. Und wenn auch feindliche Haufen das Ufer der Insel glücklich erreichten, so würden sie durch Steine und Felsstücke zerschmettert werden, bevor sie die Höhen der Insel erreicht hätten. Und wer vermöchte wohl den Männern von Kilda auf ihren Felsenspitzen, in ihre Schluchten und Bergesklüfte zu folgen? Nur sie allein wissen die Gefahren der feindseligen Natur glücklich zu bekämpfen. Und so wissen sie denn nichts von dem furchtbaren Ungeheuer des Krieges, das Ruhe und Glück von der Erde verscheucht, das Menschenwohl und Menschenfreude freventlich mit Füßen tritt, und nur Blut und Thränen in seinem Gefolge hat. Ruhig und verträglich unter einander, geschützt von der Natur gegen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gewalt und Bedrückung von Aussen, erfreuen sie sich beständig der herrlichen Segnungen des Friedens.

Kindliche Einfalt und eine schuldlose Unbekanntschaft mit solchen Dingen, die weder zur Lebensnothdurft noch zum Wohlseyn des Menschen gehören, zeigt sich gewiß nirgends unschuldiger und liebenswürdiger, als bei den Einwohnern von Kilda. Sie halten ihren Gutsbesitzer für einen so wichtigen und mächtigen Herrscher, daß er Niemanden über sich erkenne, als den König von England. Einige Abgesandte, die ihn gesehen und gesprochen hatten, ertheilten einst ihren Landsleuten folgenden Bericht von seiner Macht und seinem Reichthum.

" Groß und mächtig ist unser Herr, unermeßlich sind die Schätze, die ihm zu Gebote stehen. Er geht nicht, wie andere Menschen, zu Fuß, sondern reitet auf einem schönen Pferde, oder läßt sich von ihnen in einem herrlichen Wagen ziehen. Eine Menge gehorsamer Diener, die Gold und Silber an sich tragen, umgeben ihn. Die Pracht und die Kleidung unserer gnädigen Herrscherin euch zu beschrei-

ben, sind wir nicht vermögend; ihr Anblick hat uns geblendet. Setzt ihr unsere Häuser hundertmal neben einander, und hundertmal über einander, so habt ihr noch lange nicht die Größe von der Wohnung unsers Herrn erreicht. Man steigt darin hinab und hinauf, kommt aus einem Zimmer in das andere, und steht in Gefahr, sich zu verirren. Was aber das wunderbarste ist, inwendig ist das Haus mit seidenen Stoffen überzogen, und man kann durch dünne, helle und durchsichtige Wände auf die Strasse sehen. Wir stiegen bei unserer Rückreise auf eine große Anhöhe der Insel Sky, und übersahen einen großen Theil der ganzen Erde. Da sagte uns der Diener unsers Gebieters, der uns begleitete: das alles, was wir hier übersehen, gehöre unserm gnädigsten Herrn. Und wir hoben die Augen und Hände gen Himmel und riefen voll Verwunderung aus: "Welch ein mächtiger Herrscher bist du, der du über unübersehbare Länder regierst.„ —

Unter allen Erzeugnissen der Natur, welche sie auf ihrer Reise antrafen, erregte nichts so sehr ihre Verwunderung, als die Höhe und das Wachsen der Bäume. Ueberrascht und voll frohen Er-

staunens blieben sie bei dem ersten Anblick derselben stehen. Sie konnten es nicht begreifen, wie die Pflanzen eine so furchtbare Höhe erreichen könnten, betrachteten die Blätter und Zweige derselben mit Aufmerksamkeit und kletterten zuletzt auf die höchsten Gipfel der Bäume.

Gewiß gehören die Einwohner von St. Kilda zu den glücklichsten Menschen auf Erden; denn sie kennen die traurigen Folgen des Luxus und der Sittenlosigkeit nicht, leben in friedfertiger Eintracht, kennen nichts von dem, was die übrige Menschheit drückt und quält, und genießen die Süßigkeiten der wahren Freiheit und Unabhängigkeit. Die alten Dichter, wenn sie uns den Zustand der Menschen im goldenen Zeitalter schildern, scheinen die Züge dazu von diesen glücklichen Insulanern genommen zu haben. Denn man findet hier, wie dort, Unschuld und Einfalt, Reinheit der Sitten und gegenseitige herzliche Liebe und Freundschaft. Sie sind frei von quälenden Sorgen und ängstlicher Habsucht, von Neid und Trug, von Stolz und Ehrgeiz, und von den übrigen sträflichen Leidenschaften, die das Glück der Menschen zerstören und ihre Ruhe untergraben.

Ihre ganze Art zu leben flößt ihnen Verachtung gegen Gold und Silber ein. Sie leben durch die Freigebigkeit des Himmels, und haben keine andere Absichten gegen einander, als die durch Gerechtigkeit und gegenseitiges Wohlwollen eingeflößt werden. Nur eins fehlt den Bewohnern von Sankt Kilda, um sie zu dem glücklichsten Volke auf Erden zu machen, das ist nämlich das Bewußtwerden oder Erkennen ihres eigenen Glücks. Aber eben in dieser Unbekanntschaft mit allem, was über die engen Grenzen ihres friedlichen Wohnsitzes hinausgeht, liegt ihre Glückseligkeit. Die Bekanntschaft mit den Sorgen und Bedürfnissen, mit der Knechtschaft und dem Unglück der übrigen Menschenkinder, würde die stille Ruhe aus ihrem Herzen verscheuchen.

O möchten sie immer in ihrer glücklichen Beschränktheit, Unschuld und Armuth leben! Möchte der Geist des Friedens und der Eintracht immer über dieses ferne Eiland schweben! —

Siebenter Abend.

Die Verwüstung der Stadt Speyer, im Jahre 1689.

Wenn ihr einst bei reifern Jahren, meine guten Kinder — so hob der Vater heute seine Erzählung an — die Weltgeschichte mit Fleiß und Einsicht studiert: so werdet ihr auf viele Begebenheiten stoßen, die euch ein unaussprechliches Vergnügen machen, die euern Geist erheben und euer Herz veredeln werden. Männer werden euch begegnen, deren Wandel und Thaten euch mit der innigsten Hochachtung, mit der höchsten Bewunderung erfüllen, und in euch den festen Entschluß hervorbringen werden, ihrem rühmlichen Beispiele nachzustreben, eben so edelmüthig und löblich zu wandeln, wie sie. Das Andenken solcher Männer bleibet in Ehren, und das Gute, das sie gethan haben, wirket fort bis in die entferntesten Zeiten.

Aber mit wehmüthigem und betrübtem Herzen sage ich es, eben so oft, und vielleicht noch öfter, werdet ihr auf Ereignisse stoßen, die euer Herz empören und euch mit dem lebhaftesten Abscheu erfüllen werden. Männer werdet ihr handeln sehen, die, von ihren gehäßigen Leidenschaften irre geleitet und durch eine unbegränzte Herrsch- und Eroberungssucht geblendet, Fluch und Verderben über die Menschheit gebracht, und Tausende und Abertausende ihrer Brüder in Noth und Verzweiflung gestürzt haben. Die Mitwelt fürchtet, aber die richtende Nachwelt weiset ihnen den Platz unter einem Nero, Tiberius und Kaligula an.

Ich will euch heute, meine guten Kinder, eine Geschichte der letztern Art erzählen, die euer Herz für menschliches Elend eröffnen und euch zum herzlichsten Mitleid und Erbarmen hinreissen wird.

Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, an dem die Schmeichelei den Namen des Großen geschändet hat, und der recht zum bittersten Spott den Namen des allerchristlichsten Königs führte, überzog, aus bloßer Ero-

berungssucht, im Jahre 1688 Deutschland mit einem fürchterlichen Kriege. Eigentlich hatte ihn sein gefühlloser Minister, der böse Louvois, dazu verleitet. Dieser sendete die französische Heeresmacht zuerst nach der Pfalz, und ließ dort alle Städte und Oerter nicht nur brandschatzen, ausplündern und wehrlos machen, sondern auch bis auf den Grund abbrennen und dem Erdboden gleich machen. Dies Schicksal hatten die Städte Manheim, Heidelberg, Oppenheim und noch zwanzig andere Städte in der Pfalz; Baden, Durlach, Pforzheim und Rastatt im Badenschen; viele Städte der Churfürsten von Maynz, Trier und Köln, und endlich auch mehrere freie Reichsstädte. Ihre vortreflich angebauten Fluren ließ der Wütherich in Wüsteneien verwandeln, die schönsten Fruchtbäume niederhauen und die Weinreben von den Bergen ausrotten.

Dieses traurige Loos traf auch die vormals kaiserlich freie Reichsstadt Speyer, die in einer reizenden, anmuthigen Gegend am Rhein liegt, und jetzt zu Frankreich gehört. Da sie ohne Besatzung und Vertheidigungs-Anstalten war: so

nahm sie am 28sten September 1688 die französischen Truppen unter dem General Monclar freiwillig auf, und erhielt dafür im Namen des Königs die ausdrückliche Versicherung, daß sie mit Gelindigkeit behandelt, und bei dem ungekränkten Genuß ihrer alten Rechte und Freiheiten bleiben sollte. Den eingelegten Truppen sollte nichts als Quartier und Brod unentgeldlich gereicht werden. Ein anderer kommandirender General, der Marquis d'Huxelles, und selbst der Dauphin oder Kronprinz von Frankreich, der sich im Lager bei Philippsburg aufhielt, bestätigten dieses Versprechen durch ihres Namens Unterschrift.

Die guten Einwohner von Speyer überließen sich, dem königlichen Worte fest vertrauend, einer frohen Sorglosigkeit, und ahndeten nichts von der großen Gefahr, die ihnen bevorstand. Treulosigkeit ist leider eine gewöhnliche Frucht des Krieges, der schon seiner Natur nach die Bande des Vertrauens und der Redlichkeit auflößt. Gegen den Feind glaubt man sich alles erlauben zu dürfen. Die armen Bewohner von Speyer wurden aber nur zu bald aus ihrer ruhigen Si-

cherheit gerissen. Alle Speicher und Scheuren der Stadt wurden durchsucht, und alle Vorräthe von Korn, Hafer und Heu gewaltsam fortgeführt. Den Winter über wurden die Bürger mit einquartirten Soldaten überhäuft und von ihnen aufs grausamste gemißhandelt. Im Februar des folgenden Jahres wurden auf königlichen Befehl die Stadtmauern und Thürme abgebrochen, und die Bürger dabei gezwungen, selbst Hand anzulegen. Die Einwohner baten, fleheten, beriefen sich auf den königlichen Schutzbrief: aber vergebens — man achtete nicht darauf, und trieb sie mit Schlägen zur Arbeit. Doch sie sollten noch Härteres erdulden! —

Am 23sten Mai wurde dem Rathe angekündigt: "Daß die ganze Stadt binnen sechs Tagen von allen Einwohnern mit Haab und Gut geräumt seyn müsse. Dabei solle es bei Lebensstrafe Niemand wagen, über den Rhein zu flüchten, sondern die sämtlichen Einwohner sollten sich in die französischen Provinzen Ober-Elsaß, Burgund und Lothringen begeben, und daselbst häuslich niederlassen.„ Ihr könnt euch leicht, lieben Kinder, das Entsetzen und Wehklagen vorstellen,

welches sich unter den bestürzten Einwohnern bei der Bekanntmachung dieses grausamen Befehls verbreitete. Ach, es wird dem Menschen so schwer, seine friedliche Wohnung und seine heimathliche Flur zu verlassen, und hinzugehen in ein fremdes, unbekanntes Land. Die Spiele der Kindheit, die Freuden der Jugend, alle frohen und traurigen Ereignisse des Lebens fesseln uns an unsere stille Wohnung und an die geliebte Vaterstadt. Und wie muß es uns nun schmerzen, alles zu verlassen, was uns durch einen langen Gebrauch so theuer geworden ist, was wir uns vielleicht unter Schweiß und Sorgen mühsam erworben haben!

Der Rath und die Geistlichkeit thaten die flehentlichsten Vorstellungen bei dem General um Aufhebung, oder wenigstens um Milderung des Befehls; aber vergebens! Die Abgeordneten baten nur um eine längere Frist, und endlich nur um einen freien Abzug über den Rhein, ohne alle Haab und Gut, damit sie nur ihr liebes deutsches Vaterland nicht mit dem Rücken ansehen müßten; aber auch dies wurde abgeschlagen. Einige hundert Weiber thaten, mit ihren schwa-

chen, unmündigen Säuglingen auf den Armen, einen herzerschütternden Fußfall vor dem Intendanten und General. Todesblässe auf den Gesichtern, und lautes, gen Himmel steigendes Angstgeschrei, waren ihre Vorsprecher, und die Säuglinge weinten in die Thränen ihrer trostlosen Mütter. Ihnen folgten die erwachsenen Kinder paarweise in weissen Kleidern, und flehten mehr durch klägliche Geberden, als durch Worte, die strengen Befehlshaber um Erbarmen an. Auch die ehrwürdigen Klosterfrauen zu St. Clara und Maria Magdalena erschienen im schauerlichen Aufzuge der Todeserinnerung vor den Hartherzigen, fielen ihnen zu Füßen, und mußten, wie ihre Vorgänger, trostlos wieder abziehen. — Hätten sich aber auch jene Männer der unglücklichen Einwohner erbarmen wollen, so durften sie es doch nicht: denn sie hatten von Paris aus den strengsten Befehl erhalten, bei Gefahr ihres Lebens den erhaltenen Auftrag pünktlich und buchstäblich auszuführen.

Schon stürzten die königlichen Gensd'armes in die Stadt und in die Häuser, und fingen an zu plündern. Da sahen sich dann die bedrängten

Einwohner gezwungen, noch denselben Tag anzufangen, von ihrem Vermögen nach der benachbarten Festung Philippsburg zu schaffen, was sie in der Eil fortbringen konnten. Mit welchem ungeheuren Verluste dies geschah, läßt sich leicht denken: besonders da sich die französischen Soldaten alle Mühe gaben, ihnen die Last zu erleichtern, und sie der Last des Fortschaffens zu überheben. Aber vielen Bürgern lag die deutsche Freiheit und das Vaterland so sehr am Herzen, daß sie lieber alles im Stiche ließen und mit der größten Lebensgefahr über den Rhein setzten. Manche stürzten sich vor den Augen der Franzosen in die Fluth, und fanden darin ihren Tod, wenn sie das gegenseitige Ufer nicht erreichen konnten. So nahm z. B. ein junges Mädchen ihre alte kraftlose Mutter auf den Rücken, und wußte mit Hülfe eines Kahns das andere Ufer des Rheins zu erreichen.

Endlich machte der Kriegsintendant la Fond am 28sten Mai bekannt: "daß auf königlichen Befehl die ganze Stadt abgebrannt und allein der Dom verschont bleiben sollte. In diesen möchte nun ein jeder sein hölzernes Geräth und was er

sonst fortzubringen nicht im Stande wäre, hineinschaffen." — Alles Bitten war vergebens — und am Pfingstdienstage, den 31sten Mai, wurde die Stadt wirklich in Brand gesteckt. Fichtenholz, Pech, Schwefel, Flachs und Stroh wurde in die Häuser gebracht, und in einigen Stunden brannte die Stadt an allen Enden. Kirchen und Schulen, öffentliche und Privatgebäude, Klöster und Spitäler — alles wurde ein Raub der gefräßigen Flamme. Ja selbst die Schonung des Doms war nur vorgewendet worden. Man wollte dadurch nur recht viel brennbare Sachen hineinschaffen, um dieses feste massive Gebäude desto leichter in einen Aschenhaufen zu verwandeln.

Die Jesuiten waren die einzigen Geistlichen, deren Kollegium so lange geschont wurde, bis sie ihre köstlichen Weine in Sicherheit gebracht hatten. Der Pater Rektor, oder der Oberste des Klosters, wußte es im Voraus, daß auch der Dom nicht verschont bleiben sollte, und hielt diese Nachricht, zum unersetzlichen Verlust dieses schönen gothischen Gebäudes, verschwiegen. Es gerieth auf verschiedenen Seiten in Brand, und

wurde fast völlig zu Grunde gerichtet. Altäre, Gemälde, Stühle, das darin aufbewahrte Geräthe — alles wurde in Asche verwandelt. Die Gewölbe sprangen, die Glocken stürzten herunter und das geschmolzene Blei floß wie ein Wasserstrom die Strasse entlang. Dabei plünderte der Troß der französischen Truppen die Kapellen und Sakristeien, eröffneten die kaiserlichen Gräber, beraubte die Körper ihres Schmuckes und warf die Gebeine umher. Der Kaiser Konrad der Zweite, welcher im Jahre 1030 den Grundstein zur Domkirche gelegt, machte die Verordnung, daß alle Kaiser, welche innerhalb des deutschen Reichs stürben, ohne sich einen besondern Begräbnißort zu wählen, in dieser Kirche beigesetzt werden sollten. Daher erhielten wirklich acht Kaiser hier ihre Ruhestätte, nämlich: Konrad der Zweite selbst, Heinrich der Dritte, Vierte und Fünfte, Philipp von Schwaben, Rudolph von Habspurg, Albrecht von Oesterreich und Adolph von Nassau.

Alle diese Leichname — die zum Theil schon in Gerippe verwandelt waren, zum Theil sich in

dem Zustande der Verwesung befanden — wurden aus ihren Ruheplätzen herausgeworfen, und dem Leichnam des heiligen Guido — welcher, weil er einbalsamirt war, der Fäulniß widerstanden hatte — wegen der silbernen Krone sogar das Haupt abgerißen. Dasselbe Schicksal, welches dieses herrliche Gebäude niedergestürzt hatte, traf auch alle übrige Kirchen. Was der Flamme widerstand, wurde nachher vollends abgebrochen, um die ganze Stadt in einen wüsten Steinhaufen zu verwandeln. Als man ein großes Crucifix aus der zertrümmerten Dominikanerkirche heraustrug, schlug ein französischer Offizier auf das Bild des Erlösers, und stieß dabei die ruchlosen und lästerlichen Worte aus: Marche, Boucre, marche! — Fort mit dir, du Schlingel, fort mit dir! —

Wie bei solchen Auftritten das Herz der armen unglücklichen Einwohner bluten mußte, das könnt ihr euch, meine guten Kinder, leicht vorstellen. Viele der Bedauernswerthen fanden einen schrecklichen Tod in den Flammen. Andere wurden von den herabstürzenden Balken erschlagen; Kranke und Schwache gaben in den kalten

schau-

schaurigen Nächten unter dem freien Himmel ihren Geist auf. Ein alter Greis, der im obern Stock beim Domglöckner wohnte, und Schwachheits halber nicht entfliehen konnte, mußte elendiglich verbrennen. Der Dechant zu Allerheiligen, der an einer schweren Krankheit darnieder lag, ließ sich in den Keller tragen, und hoffte daselbst sein Leben zu erhalten; aber das einstürzende Haus sprengte das Gewölbe und zerschmetterte den armen Mann. Eine mehr als hundertjährige Frau wurde auf ihrem Dachstübchen von dem herabstürzenden Dache erschlagen. Mehrere kranke Weiber, säugende Mütter und kraftlose Greise lagen auf der Gasse und flehten um Gottes Barmherzigkeit, man möchte sie doch in den nahen Wald tragen, wo sie gern sterben wollten, man möchte sie nur hier nicht so jämmerlich verbrennen lassen; aber ihr Flehen und Winseln war umsonst — sie fanden ihren Tod unter den Trümmern der Stadt.

Diejenigen, welche sich ausserhalb der Stadt befanden, und das Brausen der Flammen, das Krachen der einstürzenden Gebäude, das klägliche Winseln der Rettungslosen und den teuflischen

Jubel der Plünderer hörten, hatten ein nicht minder unglückliches und beklagenswerthes Schicksal. Sie sahen ihre Häuser und ihre geliebte Vaterstadt zusammen stürzen, und alle Bande der Freundschaft und Liebe gewaltsam zerrissen: nun wollten sie wenigstens doch ihr theures Vaterland nicht verlassen, und deshalb suchten sie, troz des strengen Verbots, über den Rhein zu flüchten. Es waren aber nicht nur alle Uebergänge mit starken Wachten besezt: sondern auch vierzig sogenannte Strickreiter zum Aufpassen angestellt. Diese waren ganz blau gekleidet, hatten auf ihren Wehrgehängen, statt der französischen Lilien, Galgen, Rad und Schwert gestickt, und auf ihren Achseln trugen sie ein großes Bündel Stricke. So ritten diese Menschenfänger in und ausser der Stadt umher, und trieben die Flüchtigen, die sie am Rhein, oder auf dem Wege dahin, antrafen, mit Stricken gebunden, wieder zurück. Dies traurige Loos betraf unter andern auch die Nonnen von Sankt Maria Magdalena, welche auf der Flucht ertappt, schrecklich gemißhandelt und gefangen fortgeführt wurden. Ja, die Härte gegen die Flüch-

tigen ging so weit, daß der feindliche General am 29sten Mai unter Trommelschlag verkünden ließ: "es solle jedem Soldaten erlaubt seyn, alles, was „von Speyerschen Bürgern und andern Inwoh„nern auf der Flucht über den Rhein angetroffen „würde, zu plündern und todt zu schießen.„

Und dieser Blutbefehl wurde auch vollzogen. Die Bewohner des jenseitigen Rheinufers schlichen sich heimlich auf Kähne heran, um ihre unglückli- chen Landsleute aufzunehmen: aber viele von diesen redlichen Leuten wurden selbst ein Opfer der feindlichen Wuth. Dies traf besonders die guten Schiffleute aus dem überrheinischen Dorfe Lustheim. Einige hundert Freibeuter lauerten am Ufer hinter den Büschen und Gesträuchen, und erschoßen jeden, der sich zu retten bemühte, oder schon glücklich in einen Kahn gestiegen war. Was man bei ihnen fand, war Eigenthum der Mörder. — So zerstreuten sich nun die unglücklichen Speyerschen Einwohner nach allen Gegenden hin, ohne daß oft der Vater etwas von seinem Kinde, oder das Weib etwas von ihrem Manne wußte. Viele mögen auf dieser unglücklichen Flucht umgekommen seyn; denn man fand noch lange nachher in dich-

ten Hecken und verborgenen Hölen Leichname von Männern, Weibern und Kindern.

Der französische Hof gestattete während des ganzen Krieges, der bis zum Jahre 1697 fortwüthete, nicht, auch nur eine einzige Hütte auf den Trümmern der Stadt zu erreichen. Einige tausend Einwohner hatten sich darein ergeben, auf französischem Boden zu wohnen. Die übrigen, welche dem Feuer und Schwert glücklich entronnen waren, mußten zehn Jahre lang mit dem Bettelstabe in der Hand als Flüchtlinge herum irren. Einige hatten sich nach Durlach geflüchtet, und erlebten hier im folgenden Jahre denselben schauderhaften Anblick, der sie von ihrer väterlichen Heimath vertrieben hatte. Ungeachtet der spähenden Aufpasser hatten sich doch einige hundert Personen in Heidelberg wieder versammelt. Darunter waren zwei Bürgermeister, einige Mitglieder des Raths, der Bischof und mehrere Geistliche. Alle hielten hier fest zusammen, berathschlagten sich über die Wiederherstellung des gemeinen Wesens, und arbeiteten treu und redlich, ein jeder in seinem Berufe. Von hier aber wurden sie im Jahre 1693 bei der gänzlichen Verwü-

stung Heidelbergs, abermals verscheucht, und vereinigten sich wieder in Frankfurt am Main, wo sie eine wahrhaft brüderliche Aufnahme und Erleichterung ihres kläglichen Schicksals fanden.

Nach der Wiederherstellung des Friedens ward es ihnen verstattet, ihre kleine Republik wieder aufzurichten. Und dies thaten sie mit solchem Eifer, daß nach zehn Jahren der größte Theil der Stadt wieder aufgebaut, und nach funfzig Jahren von der fürchterlichen Verwüstung nichts mehr zu merken war. Die Stadt zählte vor ihrer Einäscherung 788 bürgerliche Häuser, 22 öffentliche Gebäude, ein großes Schloß, mehrere Klöster, Kirchen und Stifter. Die Zahl der Bürger belief sich auf 400. Jetzt hat Speyer an eilfhundert Häuser und an siebenhundert Bürger. So bald können treue Vaterlandsliebe, ernstes männliches Ausharren und ein redlicher Eifer, die Spuren der Zerstörung und des Verderbens verwischen.

Achter Abend.

Pelsarts Schicksale auf seiner Reise nach Ostindien.

Vater Hellwig hatte in seinen frühern Jahren in Handelsgeschäften mehrere Seereisen nach fremden Welttheilen gemacht, und seinen Kindern durch die Erzählung seiner Reiseabentheuer manche frohe Stunde verschafft. Keiner zeigte dabei eine lebhaftere Theilnahme als August, der kein größeres Vergnügen kannte, als über den weiten unabsehbaren Ozean hin, nach einem fremden, unbekannten Lande zu fahren, und dort neue Völker, neue Erzeugnisse der Natur und einen neuen Himmelsstrich kennen zu lernen. Tausendmal wünschte er, erst groß und erwachsen zu seyn, um diesen herrlichen Plan ausführen zu können. Der Vater schilderte ihm alle die Mühseligkeiten und Beschwerden, die mit Seereisen unzertrennlich verbunden sind. Aber dadurch

ließ er sich in seinen kühnen Entwürfen nicht stören; alle jene großen und mannigfachen Gefahren machten ihm die Ausführung derselben nur noch wünschenswerther, denn August hatte das Herz auf der rechten Stelle, und wußte kaum, was Furcht war.

Eine von den Beschreibungen gefährlicher und unglücklicher Seereisen, die Vater Hellwig seinen Kindern einst vortrug, eben um Augusts Entschluß von neuem zu prüfen, will ich meinen jungen Lesern auch mittheilen, in der Voraussetzung, daß sie ihnen einiges Interesse gewähren wird. Denn sollte es nicht sehr interessant seyn, einen entschlossenen Mann aus dem Kampfe mit einem feindseligen Element, mit der Wuth eines durch wilde Leidenschaften aufgeregten Pöbels, und mit den Stürmen eines zürnenden Schicksals glücklich und wohlbehalten hervorgehen zu sehen?

Im Monat Oktober des Jahres 1628 reisete der Holländer Pelsart mit einer zahlreichen Flotte aus dem Texel nach Ostindien ab, um dort eine Kolonie anzulegen und den Handel seiner Landsleute nach diesem Welttheil mehr in

Flor zu bringen. Unter frohen Hoffnungen und unter den Segenswünschen ihrer Freunde, lichteten Pelsarts Schiffsgenossen die Anker, und ein heiterer wolkenfreier Himmel verkündete ihnen auch eine glückliche Fahrt. Ohne die geringste Gefahr segelten sie vor den Canarischen Inseln vorbei, und näherten sich dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Da aber erhob sich plötzlich in einer mondhellen Nacht ein unvermutheter Sturm, trennte das Schiff, worauf sich der Admiral befand, und das den Namen Batavia führte, von den übrigen Schiffen, und schleuderte es bald darauf gegen einen Felsen, den die Holländer Friedrich Outmanns Felsen nennen.

Pelsart mußte gerade wegen einer bedenklichen Krankheit das Bette hüten; kaum aber bemerkte er, daß sein Schiff aufstieß, so eilte er auch sogleich auf das oberste Verdeck, um zu erforschen, in welcher Gegend er sich befände. Niemand konnte ihm darüber eine befriedigende Auskunft geben. Man war jedoch einstimmig der Meinung, daß das Schiff auf eine unbekannte Bank gestoßen sey. Pelsart ließ das Senkblei

auswerfen, und bemerkte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß das Wasser am Hintertheil des Schiffs nur achtzehn und am Vordertheil desselben nur vierzehn Fuß Tiefe habe. Die vorige Vermuthung war nun außer allem Zweifel, und um das Schiff wo möglich wieder flott zu machen, ließ er alles Geschütz und entbehrliche Gepäck ins Meer werfen; aber der Sturm ward immer heftiger und der Himmel immer trüber. Das Schiff, zwischen Felsen und Bänken unaufhörlich umhergeworfen, drohte jeden Augenblick zu scheitern. Pelsart ließ den großen Mast abkappen, der die heftigen Stöße nur immer verdoppelte; da er aber im Takelwerke zu sehr verwickelt war, so konnte er nicht über Bord geworfen werden.

Beim anbrechenden Morgen nahm man zum allgemeinen Erstaunen wahr, daß das Schiff geborsten sey, und Jedermann in der offenbarsten Lebensgefahr schwebe. Ein lautes Wehklagen und Jammergeschrei erfüllte das ganze Schiff, vor allen aber fleheten die Weiber und Kinder um Rettung und Hülfe. Wie denn aber Gott oft mitten in der drohendsten Gefahr den schwachen

Sterblichen sich hülfreich erzeigt, so hatte er auch hier den Unglücklichen eine nahe Rettung bereitet. Bei dem wachsenden Lichte des Tages entdeckte man nämlich eine Insel, die etwa drei Seemeilen weit entfernt zu seyn schien, und bald darauf zwei kleinere, die man für noch näher hielt. Sogleich wurde der Lootsmann mit einem Boote ausgeschickt, um Erkundigung von diesen Inseln einzuziehen.

Nach einer halben Stunde kam er mit der Nachricht zurück, daß die eine Insel wohl um das doppelte größer sey als die andere, beide aber felsigt und unfruchtbar schienen. Ueberdem sey das Ufer so steil und die Brandung so stark, daß man schwerlich irgendwo eine Landung finden würde. Trotz dieser ungünstigen Bothschaft entschloß man sich doch, die mögliche Rettung dem unvermeidlichen Untergange vorzuziehen, und so wurden vor allen andern die Weiber, Kinder und Kranke, deren Geschrei auch den beherztesten Matrosen hätte muthlos machen können, in die Schaluppe und in den Kahn gesetzt. Man fand glücklicherweise bald einen bequemen Landungsplatz, und die Fahrt gelang so gut, daß die beiden

Fahrzeuge nach zwei Stunden schon wieder zurückgekommen waren. Nebst einem Theil der Mannschaft wurde nun Brod und andere Lebensmittel eingeschifft. Das Wasser achtete man nicht, weil man dies auf der Insel im Ueberfluß zu finden hoffte. Auch der Wein wurde Preis gegeben.

Aber hier zeigte sich die Roheit einiger Matrosen in einem recht auffallenden Lichte. In diesem wichtigen Augenblicke, der über das Wohl und Wehe einiger hundert Menschen entschied, überließen sie sich dem Trunke, taumelten kraft- und besinnungslos umher, und setzten sich selbst der augenscheinlichsten Lebensgefahr aus. Pelsart vermochte nichts über diese zügellose Rotte. Sie widersetzten sich hartnäckig seinen Befehlen, und glaubten, daß in den Zeiten allgemeiner Noth und Gefahr die Bande des Gehorsams und der Subordination aufgelößt wären. O der Verblendeten! Gerade in solchen entscheidenden gefahrvollen Augenblicken ist der strengste Gehorsam nothwendig; denn wenn da nicht ein fester Entschluß alle Kräfte belebt und vereinigt, so ist der Untergang ganz unvermeidlich.

Obgleich Pelsart mit denen, welche nüchtern geblieben waren, seine Kräfte verdoppelte, so konnten doch nur drei Fahrten nach der nächsten Insel unternommen, und etwa achtzig Personen, zwanzig Tonnen Schiffszwieback und einige kleine Gefäße mit Wasser gerettet werden. Außerdem hatten sich auf den beiden Böten, den ganzen Tag hindurch, an hundert Menschen auf die große Insel geflüchtet, und nur sehr wenige Lebensmittel mitgenommen, um die schwachen Fahrzeuge nicht zu sehr zu beschweren. Und selbst mit diesen wenigen Lebensmitteln gingen einige Zügellose verschwenderisch um. Sobald Pelsart dies erfuhr, ließ er sich nach dem Eilande übersetzen, um der Unordnung Einhalt zu thun. Er sandte zugleich einige Kundschafter aus, welche die Insel durchforschen sollten.

Diese brachten ihm die unangenehme Nachricht zurück, daß die Insel rauh und unfruchtbar, und leider auch kein Wasser anzutreffen sey. Mit der Dämmerung des Abends brach auch wieder ein heftiger Sturm herein, und Pelsart schickte sich an, nach dem Schiffe zurückzusegeln, und den Unglücklichen mit Rath und Hülfe bei-

zustehen. Aber das wogende Meer, das mit seinen schäumenden Wellen die kleine Schaluppe zu verschlingen drohte, warf ihn immer wieder an die Küste zurück. Als die Schiffbrüchigen dies bemerkten, schickten sie ihm einen ihrer kühnsten und geschicktesten Schwimmer entgegen, um ihm ihre große Noth zu schildern, und ihn flehentlich zu bitten, zu ihrer Rettung herbeizueilen. Noch einmal versuchte er es, sich mit seinen Leuten durch den Sturm und Wogendrang durchzukämpfen, aber er überzeugte sich bald von der offenbaren Unmöglichkeit. Er schickte den Schwimmer mit dem Befehle zurück, alle vorräthigen Bohlen und Bretter zusammen zu binden, und ins Meer zu werfen, damit man sie wieder auffischen und an der Schaluppe oder dem Kahn als Seitenbretter, zum Schutz gegen die andringenden Wellen, befestigen könnte.

Pelsart kehrte nun nach der Insel zurück, und überließ die Unglücklichen, die aus dem Lieutenant und siebenzig Mann bestanden, der Barmherzigkeit des Himmels. In welcher Angst diese verlassenen, und wie es schien, dem gewissen Tode Preis gegebenen Schiffbrüchigen sich die schreck-

liche Nacht hindurch auf den Trümmern des Schiffs befanden, werden sich meine jungen Leser leicht vorstellen können. Trotz alles Pumpens stieg das Wasser im Schiffe immer höher, und die äußern Theile desselben waren schon abgerissen und mit fortgeschwemmt worden. Unter langer Sehnsucht brach der Morgen an, und mit seiner Ankunft verminderte sich auch die Gewalt des Sturms. Sogleich eilte Pelsart den Unglücklichen mit allen vorhandenen Fahrzeugen zur Hülfe, und kaum hatte er sie in denselben aufgenommen, als auch das Schiff in Trümmern zerfiel. Den größten Theil der Mannschaft brachte er auf die große Insel; er selbst aber blieb mit etwa hundert Menschen auf der kleinern.

Da man, ungeachtet aller mühsamen Nachforschungen, auf beiden Inseln kein trinkbares Wasser fand, so sahe sich der Admiral genöthigt, dieses unentbehrliche Bedürfniß des Lebens auf den benachbarten Eilanden zu suchen. Wenn er aber auch so glücklich war, in den Löchern der Felsen etwas gesammeltes Regenwasser zu finden, so war es doch durch die Vermischung mit dem Seewasser, welches beständig gegen die Klippen

schlug, unbrauchbar geworden. Er mußte also nach der kleinen Insel zurückkehren, ein Verdeck von Brettern auf der Schaluppe machen, und eine weitere Fahrt nach dem festen Lande von Afrika unternehmen. Vorher aber ernannte er den Schiffs-Kommissarius, Hieronymus Cornelis, zum Befehlshaber der zurückbleibenden Mannschaft.

Nachdem Pelsart etwa sechs Meilen nach Osten zugesegelt war, entdeckte er eine Insel, die er für das feste Land von Afrika hielt. Da aber die Nacht einbrach, und er befürchten mußte, auf Sandbänke zu laufen, oder gegen Felsen geschleudert zu werden, so hielt er sich die Nacht über zwei Meilen weit vom Lande entfernt. Am folgenden Morgen näherte er sich demselben wieder, und bemerkte zu seiner nicht geringen Freude, daß die Felsen, welche das Land umschlossen, mit Kräutern und Gebüschen bewachsen waren. Aber die Felsen waren auch leider so steil, die Brandung so heftig und der Wind so gewaltsam, daß er, trotz aller Anstrengungen seiner Leute, nicht herankommen konnte. Er segelte die Küste entlang, und überzeugte sich nun bald, daß

er eine Insel vor sich habe; nirgends aber zeigte sich ihm ein Landungsplatz oder eine schützende Bucht. Drei Tage und Nächte hindurch hatten sie gegen das feindliche Element gekämpft; das vorräthige Wasser hatten sie größtentheils aufgezehrt, und die Lebensmittel fingen auch an zu fehlen.

Da sahen sie endlich am vierten Tage nahe am Ufer einen dichten Rauch aufsteigen, und überzeugt, daß die Insel bewohnt, und also mit trinkbarem Wasser und Lebensmitteln versehen sey, rasten sie alle ihre Kräfte zusammen, und suchten dem Lande so nahe als möglich zu kommen. Sechs kühne Matrosen, der langen vergeblichen Arbeit überdrüßig, sprangen ins Wasser, kämpften sich muthig durch die stürmische Brandung und erreichten glücklich das Ufer. Sie durchstreiften den ganzen Tag über die Insel, um Wasser und Früchte zu erspähen; sie fanden aber alles wüste und leer. Doch stießen sie am Mittage auf vier Insulaner, die sich, auf Händen und Füßen kriechend, an sie heranschlichen. Nachdem aber unsere irrenden Seefahrer ein lautes Geräusch gemacht hatten, sprangen sie auf

und

und ergriffen eiligst die Flucht. Sie waren von einer gewöhnlichen Größe, ganz nackt und von schwarzer Farbe.

Bis zum Abend setzten die Matrosen ihre Nachforschungen fort; als sie aber nirgends fanden, was sie so ängstlich suchten, stürzten sie sich wieder in die Brandung hinab und schwammen der Schaluppe zu. Sie erlangten dieselbe völlig erschöpft und schwer verwundet; denn die Wellen hatten sie mit der größten Heftigkeit gegen die Felsen geschleudert. Man lichtete die Anker, und so traurig auch die Nachrichten der Matrosen lauteten, fuhr Pelsart doch fort, der Küste zu folgen.

Am sechsten Tage entdeckte man ein Vorgebürge, und gegen seine Spitze eine Kette von Felsen, welche sich eine kleine Meile weit ins Meer erstreckte. Pelsart wagte es, zwischen die Klippen durch in eine kleine Felsenbucht hineinzufahren. Er fand ein sandiges und steinigtes Ufer und ließ hier Brunnen graben, in der Hoffnung, süßes Wasser zu finden. Man hatte auch kaum zehn Fuß tief gegraben, als das Wasser hervortrat; aber man fand es leider eben so salzig

als das Seewasser. Bald darauf entdeckte man jedoch in den Felsenlöchern gesammeltes Regenwasser. Eine süße Erquickung für die Unglückseligen, die vor Durst fast verschmachtet waren! Man sammelte dies Labsal die ganze Nacht hindurch, und konnte sogar noch, außer der Stillung des Durstes, drei Fässer damit füllen. O wie froh und glücklich machte sie dieser köstliche Schatz, den bei uns der Aermste nicht achtet. — Sie fanden auch auf einer Stelle Asche, Seemuscheln und Gräten, und schlossen daraus, daß die Wilden erst vor Kurzem hier eine Mahlzeit gehalten hatten.

Die Hoffnung, einen größern Vorrath von Wasser in den Felsen zu finden, gab ihnen Muth und Kraft, die größten Gefahren zu unternehmen und zu überwinden. Kein Felsen war ihnen zu hoch, keine Klippe zu steil, kein Abgrund zu grausenhaft. Aber ach! alle ihre Mühe war fruchtlos. Es mochte lange nicht geregnet haben; denn alles war ausgetrocknet, und auch die tiefsten Oeffnungen der Felsen waren leer. Das Land, welches man weiterhin entdeckte, versprach keine erfreulichern Entdeckungen. Es war ein

weites Gefilde, ohne Gras und Bäume, nur mit einer unzähligen Menge Ameisenhaufen bedeckt. Diese sind von der Größe eines Bienenstocks, gehen noch sechs bis acht Fuß tief in die Erde hinein, und sind mit trocknen Blättern und Gras ausgefüttert. Die Ameisen selbst sind so groß, wie eine kleine Wespe. Ihr Körper ist mit Haaren besetzt und rostbraun; der Kopf sehr dick und hinten doppelt zugespitzt; auf dem Bruststücke stehen vier Dornen. Einige Matrosen, die sich diesen Nestern zu unvorsichtig näherten, wurden von den erzürnten Thieren gebißen. Bei dem Biße lassen sie einen braunen ätzenden Saft in die Wunde fließen, der ein Aufschwellen der Haut und ein schmerzhaftes Jucken verursacht.

Außerdem hatte Pelsart mit seinen Gefährten sehr viel von den Muskitos, einer Art großer Fliegen, zu dulden, welche bisweilen in großen Schwärmen über sie herfielen, und der sie sich mit aller Mühe nicht erwehren konnten. Sie sahen auch in einiger Entfernung acht Wilde, welche aber bei ihrer Annäherung davon liefen. — Da nun Pelsart sahe, daß er auf dieser Insel so wenig als auf den vorigen Eilanden die nöthigen

Bedürfnisse des Lebens antraf, und er mit Recht befürchten mußte, daß bei seinen fruchtlosen Nachforschungen der wenige Mundvorrath und das eingesammelte Wasser völlig aufgezehrt, dabei auch die Noth seiner zurückgelassenen Unglücksgefährten mit jedem Tage höher steigen würde: so faßte er den kühnen Entschluß, nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung zu segeln, dort alles zur schleunigen Rettung seiner auf der Insel nach Hülfe schmachtenden Landsleuten aufzubieten, und wegen der übrigen zu seiner zerstreuten Flotte gehörigen Schiffe Erkundigung einzuziehen. Ein verwegenes Unternehmen! mit einem so kleinen zerbrechlichen Fahrzeuge eine so weite Reise auf stürmischer See zu unternehmen.

Wasser hatten sie noch auf acht und Lebensmittel auf zehn Tage vorräthig. Da ihnen ausser dem Kompas die nöthigen Instrumente fehlten, um sich auf dem Meere genau und sicher zurecht zu finden, so mußte Pelsart seine Richtung nach der südlichen Spitze von Afrika nach Gutdünken nehmen. Anfangs war ihm der Wind sehr zuwider, und brachte ihn oft von dem Ziele seiner Laufbahn weit zurück. Zweimal bedrohte

ihn auch ein heftiger Sturm mit einem gewaltsamen Untergang, und einmal war er nahe daran, an einem Felsen mit seiner wankenden Schaluppe zerschmettert zu werden. Was aber diesen Sturm auf der andern Seite wieder so trostreich für unsere irrenden Seefahrer machte, das war ein starker Regen, der ihn sechs Stunden lang begleitete. Alle Gefäße wurden ausgesetzt, um diese willkommene Gabe des Himmels aufzufangen, und als sich der Sturm legte, die Wolken sich wieder verzogen, und das freundliche Blau des Himmels tröstend auf sie herabblickte, hatten sie sieben Fäßer mit Wasser gefüllt, und sich selbst mit neuen Kräften gestärkt, zu allen kühnen Unternehmungen mit Muth ausgerüstet.

Vierzehn Tage lang waren sie auf offener See umhergeschleudert worden. Schon waren alle ihre Lebensmittel aufgezehrt, und die Schaluppe, für eine so lange stürmische Fahrt nicht gemacht, drohete mit jedem Tage ihre Auflösung. Die Unglücklichen kämpften mit der Verzweiflung — da sahen sie, o der unaussprechlichen Freude! das längst ersehnte Land, und fanden bei näherer Untersuchung, daß sie gerade auf das Vorgebürge der gu-

ten Hofnung lossegelten. Wer aber vermag ihre Freude zu beschreiben, als sie beim Einlaufen in die Tafelbay eine Fregatte und vier kleinere Fahrzeuge von ihrer zersprengten Flotte bemerkten. — Wer von Ihnen, meine jungen Freunde, ein gefühlvolles Herz und eine rege Einbildungskraft hat, wird sich die Wonne des Wiedersehens nach einer solchen schmerzhaften Trennung leicht vorstellen können.

Was aber bei Pelsart und seinen Gefährten die Freude des Wiedersehens um ein Großes verminderte, war die Nachricht, daß zwei Fahrzeuge gescheitert und hundert und zwanzig Menschen ein Raub des stürmischen Meers geworden wären.

Neunter Abend.

Beschluß der vorigen Geschichte.

Die Empörung.

Unterdeß Pelsart auf dem ungewissen Meer umherirrte, um Hülfe für seine zurückgelassenen Unglücksgenossen zu suchen, ging unter diesen auf beiden Inseln ein blutiges, entsetzliches Schauspiel vor. Der Schiffskommissarius Hieronymus Cornelis, ein heimtückischer, ränkevoller und herrschsüchtiger Mann, hatte schon lange mit dem Bootsmanne und einigen Matrosen über den schändlichen Plan gebrütet, sich des Admiralschiffs zu bemächtigen, Pelsart und seine treuesten Anhänger zu ermorden, und mit dem eroberten Schiffe Seeräuberei zu treiben. Einen Menschen von nur einigem Gefühl würde das große Unglück, das sie alle betroffen hatte, von einem solchen treulosen Entwurf zurückge-

bracht haben. Cornelis aber sah die Abwesenheit Pelsarts, die Entfernung der übrigen Schiffe und das ihm anvertraute Kommando als eine günstige Gelegenheit an, seinen bösen Plan, wenigstens zum Theil, auszuführen.

Er wollte sich nämlich zum unumschränkten Oberhaupt über seine, auf der Insel zurückgebliebenen Landsleute machen, alle diejenigen, welche ihrem rechtmäßigen Befehlshaber treu bleiben würden, umbringen, den Admiral bei seiner Zurückkunft ermorden, sich des mitgebrachten Schiffs bemächtigen, und damit dann Seeräuberei treiben. Zur Erreichung dieser teuflischen Absicht suchte er sich unter den Matrosen, durch glänzende Versprechungen, einen größern Anhang zu verschaffen, und schickte den Lieutenant Weybehai, einen klugen und herzhaften Mann, von dem er die meisten Hindernisse befürchtete, mit vierzig Mann nach einer benachbarten dritten Insel, unter dem Vorwande, Wasser zu suchen. Dann überfiel er plötzlich auf der größern Insel, auf welcher er sich selbst befand, und die man, als eine böse Vorbedeutung, den Gottesacker von Batavia genannt hatte, diejenigen Holländer,

von denen er wußte, daß sie seine Oberherrschaft nicht freiwillig anerkennen würden, und brachte dreißig von ihnen auf eine gewaltsame Weise ums Leben. Die Uebrigen unterwarfen sich gezwungen seiner Herrschaft.

Nach dieser blutigen That schiffte er in zwei Kähnen nach der kleinern Insel über, überfiel hier seine arglosen Landsleute mit dem Schwert, und um sich durch Furcht und Schreck Ansehen zu verschaffen, ließ er mehrere der angesehensten Kaufleute hinrichten. Einige hatten sich auf Bretern und Balken ins Meer gestürzt, um auf den benachbarten Inseln Rettung zu suchen. Zwei von diesen kamen auch glücklicherweise auf der Insel an, auf welcher sich der Lieutenant Weybehai befand, und erzählten diesem die Frevelthat des Cornelis. Der Lieutenant, ein entschlossener, unternehmender Mann, versammelte seine Leute, schilderte ihnen das strafwürdige Vergehen jenes Empörers mit den lebhaftesten Farben, und brachte sie zu dem Entschluß, sich gegen einen etwaigen Angriff bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Cornelis wollte nun seine Macht erst fester begründen, und dann den Lieutenant Weybehai zur freiwilligen Ergebung auffordern, oder ihn mit allen seinen Leuten niederhauen lassen. Er bemächtigte sich aller Kisten und der übrigen, vom Schiffe geretteten Sachen, behielt das Beste für sich, und vertheilte das Andere unter seine Anhänger. Den Lootsmann Waterlos ernannte er zu seinem Lieutenant, und legte sich eine eigene Leibwache zu, die er mit den vorgefundenen Zeugen gleichförmig kleidete. Nach diesen empörenden Gewaltthätigkeiten ließ er sich durch eine Urkunde, die von allen seinen Anhängern unterzeichnet wurde, zum Generalkapitain erwählen und den Eid der Treue schwören.

Nachdem er sich so von allen Seiten gesichert zu haben glaubte, schickte er zwei Kähne mit dreißig wohlbewaffneten Leuten nach der dritten Insel ab, und ließ den Lieutenant Weybehai zur freiwilligen Ergebung auffordern. Obgleich dieser aber schlecht bewaffnet war, so empfing er doch die Treulosen gleich beim Landen mit solchem Nachdruck, daß diese eilig in die Kähne stiegen, und schnell davon ruderten. Weybehai hatte

nur acht Flinten und Munition zu etwa siebenzig Schüssen; aber dennoch hatte er sich in aller Eil in den besten Vertheidigungsstand gesetzt. Besonders wurde er durch die langen Lanzen, die er vorne mit einem scharfen und spitzigen Eisen versehen hatte, seinen Gegnern furchtbar. Cornelis, entrüstet über die Hartnäckigkeit des Lieutenants, schiffte sich mit so viel Leuten, als seine Kähne fassen konnten, ein, und ließ den braven Weybehai nochmals auffordern, sich zu ergeben, und drohte im Weigerungsfall, ihn mit allen seinen Leuten über die Klinge springen zu lassen. Weybehai bezeugte dem Rebellen den lebhaftesten Abscheu gegen seine frevelhafte Unternehmungen, und erklärte sich aufs bestimmteste, daß er nie mit ihm gemeinschaftliche Sache machen werde. Hierauf machte sich Cornelis zum Angriff bereit; Weybehai aber, der in aller Eil die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen hatte, ließ ihn nicht ans Land, und tödtete und verwundete durch eine kluge und tapfere Gegenwehr mehrere Rebellen.

Da sich Cornelis überzeugt hatte, daß er durch Gewalt nichts auszurichten vermöchte, schlug

er den Weg der Unterhandlung ein. Er brachte einen Friedensvertrag in Vorschlag, den Weybehai auch bereitwillig annahm. Der Schiffsprediger, welcher sich bei dem letztern befand, mußte die Artikel des Friedens aufsetzen. Es waren folgende: Cornelis beunruhigt den Lieutenant Weybehai und seine Leute nicht weiter, und läßt ihn im ungestörten Besitz der Insel; er gibt einen Theil von den Zeugen und von den übrigen geretteten Sachen heraus, wogegen Weybehai einen Kahn wieder ausliefert, auf welchem sich ein Matrose von der zweiten Insel zu ihm geflüchtet hatte; beide Theile bemühen sich gemeinschaftlich, Wasser und Lebensmittel zu entdecken, welche gleichmäßig unter beide Haufen vertheilt werden sollen.

Unterdeß aber der Empörer unter dem Schein der Aufrichtigkeit unterhandelte, schrieb er an einige Franzosen, die sich bei Weybehai befanden, und both jedem ein Geschenk von sechstausend Livres, wenn sie ihm zu einem heimlichen Ueberfall seiner Gegner behülflich seyn wollten. Die Franzosen zeigten sich zwar bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, händigten aber ihrem

braven Anführer sogleich die verrätherischen Briefe ein. Dieser beschloß die Verrätherei durch Hinterlist zu bestrafen, und als Cornelis, der von der Entdeckung seines neuen Betruges nichts ahndete, am folgenden Morgen mit sechs seiner Anhänger ans Land stieg, um den vertragsmäßigen Theil der geretteten Sachen zu überbringen, ließ ihn Weybehai überfallen, gefangen nehmen und in Ketten werfen. Zwar bemühten sich seine Leute, die er mitgebracht hatte, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Ihre Anstrengungen aber waren fruchtlos.

Bei der Nachricht von Cornelis Gefangenschaft geriethen seine Anhänger in die größte Bestürzung; denn sie befürchteten, daß Weybehais Macht wachsen, sein Anhang sich vergrößern, und sie selbst bei Pelsarts Ankunft als Rebellen mit dem Tode bestraft werden würden. Deshalb rüsteten sie sich unter der Anführung des Lootsmannes Waterlos zu einem neuen Angriff gegen Weybehai, und so würde der Krieg zwischen beiden Partheien mit um so größerer Erbitterung und Feindseligkeit fortgesetzt, da man von beiden Seiten zugleich auch

gegen Durst und Hunger zu kämpfen hatte. Wahrscheinlich würde sich dieser Streit mit dem gänzlichen Untergange der Kolonie geendet haben, wenn nicht eben zur glücklichsten Stunde Pelsart als ein Erretter der Bedrängten erschienen wäre.

Dieser hatte bei seiner Ankunft auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung alles aufgeboten, was zur schleunigen Rettung der Unglücklichen dienen konnte. Jedermann beeiferte sich auch, ihm zur Erreichung dieses menschenfreundlichen Zwecks behülflich zu seyn, und nachdem seine Fregatte Serdam mit trinkbarem Wasser und mit den nöthigen Lebensmitteln versehen war, und sich zu gleicher Zeit ein für ihn sehr günstiger Wind erhob, so segelte Pelsart ab. Es ward ihm nicht schwer, Oerter wieder zu finden, von denen ihm das erlittene Unglück ein so lebhaftes Bild eingedrückt hatte.

Nach einer Fahrt von vierzehn Tagen sahe er die Inselgruppe, welche seine theuren Reisegefährten enthielt, vor sich liegen, und ein von der dritten Insel aufsteigender Rauch gab ihm den süßen Trost, daß doch nicht alle seine Leute ein

Raub des Hungertodes geworden seyn würden. Er warf die Anker, und Weybehai eilte gleich auf die erste Nachricht von der längst ersehnten Ankunft seines Herrn herbei, setzte sich mit einigen seiner Leute in einen Kahn, und stieg an Bord der Fregatte. Ein tiefer Schmerz durchdrang die Seele des edlen Seefahrers, als ihm Weybehai eine Schilderung von den Abscheulichkeiten machte, die während seiner Abwesenheit auf den Inseln vorgefallen waren, und mehr als Hunderten seiner besten Leute das Leben gekostet hatten.

Noch verlohren in den wehmüthigen Gefühlen über dieses neue Unglück, brachte man ihm die Nachricht, daß zwei Schaluppen voller bewaffneter Leute von der andern Insel auf die Fregatte zugesegelt kämen. Pelsart begab sich aufs Verdeck, und entdeckte durch ein Fernglas den Bootsmann Waterlos an der Spitze der Bewaffneten. Als sie herangekommen waren, verlangten sie in einem ziemlich trotzigen Tone, an Bord der Fregatte gelassen zu werden. Pelsart aber befahl ihnen, augenblicklich ihre Waffen ins Meer zu werfen; im Weigerungsfall drohte er, sie auf

der Stelle in den Grund zu bohren. Da sie aus dem entschlossenen Tone des Admirals sahen, daß es ihm mit seiner Drohung Ernst war, so blieb ihnen zu ihrer Rettung nichts weiter übrig, als dem Befehle des Admirals zu gehorchen, und die Waffen fortzuwerfen.

Sie wurden hierauf in der Fregatte aufgenommen, aber auch sogleich in Fesseln geworfen. Die Empörer zeigten dabei eine rohe Gefühllosigkeit, und nur wenige schienen ihre Frevelthat zu bereuen. Einer von ihnen, Johann von Bremen, rühmte sich sogar mit teuflischer Bosheit, daß er von den hundert fünfundzwanzig Personen, welche unter ihren Schwertern gefallen wären, siebenundzwanzig mit eigener Hand ermordet habe.

Pelsart ließ nun auch den Rädelsführer der ganzen Verschwörung, den schändlichen Cornelis, an Bord kommen, und schickte in seiner Schaluppe eine wohlbewaffnete Mannschaft nach den beiden andern Inseln ab, um sich der übrigen Mörder zu bemächtigen. Als diese das Schicksal ihrer Anführer erfuhren, verlohren sie den Muth und ließen sich freiwillig die Fesseln anlegen.

Hier=

Hierauf erschien Pelsart selbst auf den beiden Inseln und die ihm Treugebliebenen jauchzten ihm freudig entgegen. Diejenigen, welche der Uebermacht hatten weichen und dem frevelhaften Empörer huldigen müssen, im Herzen aber immer ihrem rechtmäßigen Herrn treu ergeben geblieben waren, baten um Verzeihung, die sie auch sehr leicht erhielten. Aber mit welcher gerechten Erbitterung wurde Pelsart gegen die Mörder erfüllt, als er die Zahl seiner Getreuen so zusammengeschmolzen sah, und in ihrer Mitte so manchen vermißte, der seinem Herzen theuer war.

Die folgenden Tage wurden dazu angewandt, die geretteten und von den Empörern wieder geraubten Waaren und Geräthschaften, welche an verschiedenen Orten der Insel zerstreut waren, zusammen zu suchen. Man fand auch alles, bis auf eine goldene Kette. Darauf segelte Pelsart nach dem Orte, wo sein Schiff gescheitert war, und entdeckte zu seiner nicht geringen Freude noch einige Ueberbleibsel davon, welche auf dem Felsen waren sitzen geblieben. Es war gerade das Hintertheil des Schiffs, in dem man noch viele nützliche Geräthschaften wohlbehalten vorfand. Aber

mehrere Kasten voll Geld und andere Kostbarkeiten waren versenkt. Da ließ Pelsart an einem heiteren, ruhigen Tage die Taucher, die er von dem Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebracht hatte, auf den nicht tiefen Grund des Meeres hinabsteigen, und diese brachten hinter einander fünf noch ganz unverletzte Kasten mit Silber herauf. Die Taucher versicherten, daß sie noch manche andere Kiste auf dem Grunde hätten liegen sehen; indeß, da das Wetter trübe und das Meer unruhig ward, mußten sie ihre weitern Nachforschungen vorläufig einstellen. Sie senkten einen Anker hinab, zur Bezeichnung des Orts, wo die Schätze versenkt lagen, und segelten nach der Insel zurück.

Ein kalter und heftiger Südwind erlaubte nicht, die Arbeit weiter fortzusetzen; Pelsart entschloß sich also, eiligst seine Rückreise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung anzutreten. Doch besorgte er, daß die große Anzahl der Gefangenen auf der Ueberfahrt der allgemeinen Sicherheit gefährlich werden könnte. Wie leicht war es nicht möglich, daß bei einem etwannigen Sturm einige der Empörer sich in Freiheit setzten, und die bei

einer solchen Gelegenheit herrschende Verwirrung und Bestürzung zu sträflichen und boshaften Zwecken benutzten. Ueberdem durfte er so viele Reichthümer, die er einmal aus dem Schiffbruch so glücklich gerettet hatte, und für die er der Ostindischen Handelskammer verantwortlich war, nicht von Neuem der Gefahr des Verlustes Preis geben. Er berief also einen Kriegsrath, und trug darauf an, die Verbrecher auf der Stelle zu bestrafen. Der Vorschlag wurde aus überwiegenden Gründen einstimmig angenommen, und da die begangenen Frevelthaten keine weitern Beweise und Untersuchungen bedurften, die Gesetze auch für diese Fälle deutlich und bestimmt genug sprachen: so wurden die Hauptverbrecher — drei und sechzig an der Zahl — den Tag vor der Abreise hingerichtet.

So verließ nun Pelsart die unglückseligen Inseln, auf denen seine treuen Reisegefährten so mannigfaches Elend erduldet, so viele brave und trefliche Männer unter dem meuchelmörderischen Schwerte der Verräther einen blutigen Tod gefunden und andere die wohlverdiente Strafe für ihre Frevelthat gebüßt hatten. Jeder der Geret-

teten schied mit Wehmuth von diesen Eilanden, denn sie bargen ihm gewiß einen theuren Freund oder Verwandten — aber auch mit Dank gegen die Vorsehung, die sie in der drohendsten Gefahr dem Untergange entrissen hatte. Nach einer Fahrt von zehn Tagen kam Pelsart wieder auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, und setzte, in Verbindung mit mehrern holländischen Handelsschiffen, seine Reise nach der Insel Java in Ostindien fort.

"Nun, was meinst Du dazu, mein heldenmüthiger Herr Bruder„ — fragte Wilhelm am Schluß dieser Erzählung den reisesüchtigen August — "hast Du nun noch so große Lust, dem stürmischen und trüglichen Element Dich anzuvertrauen, und es mit Mord und Verrath, mit Hunger und Durst, mit Sturm und Schiffbruch aufzunehmen?„

"Warum nicht?„ — erwiederte August. — "Es ist freilich kein Spaß, und es gehört Muth, Entschlossenheit und Glück dazu, aus allen diesen Gefahren mit dem Leben davon zu kommen. Hätten aber wohl ein Kolumbus, ein Vasko de Gama, ein Anson, Magellan, Dam-

pier, Kook und andere berühmten Seefahrer, jene großen, für uns alle so wichtigen Entdeckungen gemacht, wenn sie alle jene Gefahren vorher berechnet und gefürchtet hätten?„

"Hast Recht!„ — versetzte der Vater darauf. — "Bei Ausführung großer Unternehmungen muß man die damit verbundenen Gefahren nicht zu hoch in Anschlag bringen, und jede Aufopferung, jedes mögliche Unglück berücksichtigen. Durch dergleichen engherzige Ueberlegungen ist schon so manche große und edle That erstickt oder in ihrem Laufe gehemmt worden. Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, muß keine Gefahren fürchten; denn unter Gefahren reift man zum Mann, und kommt zu einem edlen und festen Charakter. Wer große Gefahren überstanden und sein Leben an etwas Herrliches gesetzt hat, der spielt nachher nur mit den kleinen Unbequemlichkeiten desselben, und sieht das ganze Spiel des Lebens heiter an.„

Zehnter Abend.

Die Verwiesenen.

"Die Geschichte, welche ich euch heute, meine guten Kinder, mittheile„ — hob der Vater Hellwig diesmal seine Erzählung an — "muß besonders für dich, meine liebe Friederike, ein doppeltes Interesse haben, weil du darin mit einem Mädchen bekannt wirst, die mit einem reinen schuldlosen Herzen der Trost und die Hülfe ihrer bekümmerten Eltern im Unglück, und zuletzt die Retterin derselben aus einer höchst bedrängten Lage ward. Wohl den Eltern, die solche Freude an ihren Kindern erleben! und Heil den Kindern, welche ihren Eltern die erhaltene Liebe und Pflege auf eine so rührende Weise vergelten können!„

Unter der Regierung der Kaiserin Katharina lebte in einem kleinen Städtchen des

Gouvernements Katharinoslaw in Rußland ein ehrlicher, von allen seinen Nachbarn und Bekannten sehr werthgeschätzter Zolleinnehmer, Namens Tzernikow. Still und anspruchslos lebte er der treuen Erfüllung seiner Pflicht, und in der ganzen Gegend hieß er nur immer der ehrliche Zöllner. Eine zärtliche Gattin und eine wohlerzogene Tochter von sieben Jahren machten das Glück seines Lebens aus. Die Familie war nur klein; aber man fand in ihr das schönste Bild häuslicher Glückseligkeit. Alle hingen mit inniger Liebe an einander, und Jeder that mit Freuden, was er dem Andern nur an den Augen absehen konnte.

"Wie glücklich wir sind!" sagte der brave Tzernikow öfters zu seiner Frau, wenn er in dem Herzen seiner Nahyda's — dies ist der Name seiner Tochter — die schönen Tugenden des Mitleids, der Sanftmuth, der Bescheidenheit und der Arbeitsamkeit entwickeln sah, "wie glücklich wir sind! Wir erfreuen uns einer dauerhaften Gesundheit, sind frei von den Sorgen der Nahrung, werden von allen unsern Bekannten geliebt und geschätzt, und unsre Nahyda

macht uns durch die Beweise eines guten, vortreflichen Herzens Freude. Sie berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Sage, was fehlt uns noch zu unserer Glückseligkeit? „

Doch reines, ungetrübtes Glück ist nicht das Loos des Menschen, und früher oder später mischt das Schicksal einige Tropfen Wermuth in den Kelch der Freude. Nicht selten übereilt uns das Unglück, wenn wir es am wenigsten vermuthen, vielleicht gerade dann, wenn unser Herz mit Heiterkeit und Freude erfüllt ist. — So wölkt sich am schönsten, heitersten Sommertage am fernen Horizonte ein schwarzes Gewitter, zieht schnell und verderblich herauf, und überzieht den Himmel mit einem finstern Teppich. Ach, bisweilen fährt auch wohl ein Blitz aus der dunkeln Wolke zündet unser friedliches Hüttchen an und legt es in Asche.

Diese traurige Erfahrung mußte auch jetzt der biedere Tzernikow machen. Ohne daß er es ahnete, bereitete sich ihm ein großes Unglück.

Ein angesehener Kaufmann zu Cherson, der sich durch Schleichhandel bedeutende Reichthümer erworben hatte, führte eine große Menge Waaren aus dem schwarzen Meere auf dem Dnieper ins Innere von Rußland. Aus Gewinnsucht entzog er dem Staate die ihm gebührenden Abgaben, und wußte durch Geschenke und Bestechungen manchen unredlichen Zolloffizianten für seine Absichten zu gewinnen. An der strengen Gewissenhaftigkeit unsers Tzernikow aber scheiterte die Betrügerei des Kaufmanns. So oft er es auch versuchte, den ehrlichen Zöllner in seinem Diensteifer einzuschläfern, so oft mußte er sich auch zu seiner Beschämung mit Sprödigkeit zurückgewiesen sehen. Und hätte er dem braven Tzernikow alle Schätze Peru's hingelegt, er würde ihn nicht einen Schritt breit vom Wege des Rechts und der Pflicht abgebracht haben.

Doch der Unredliche läßt sich durch die Unerschütterlichkeit der Rechtschaffenen nicht gern in seinen Planen stören; um zu seinem Ziele zu gelangen, erlaubt er sich jedes Mittel, sey es auch noch so ungerecht und sträflich. — Der Kaufmann konnte keine Waaren mehr, selbst heimlich

und verstohlen nicht, vor Nikitin — so hieß Tzernikows Wohnort — vorbeiführen; denn der strengen Wachsamkeit des Zöllners entging nichts. Der bedeutende Zoll, den er hier entrichten mußte, machte, daß er keinen so großen Gewinn, wie bisher, davon ziehen konnte. Das mußte abgeändert werden, und sollte auch der redliche Tzernikow darüber zu Grunde gehen.

Der Kaufmann hatte vielvermögende und angesehene Freunde am Hofe zu Petersburg, und auch der mächtige Fürst Potemkin, der Liebling der Kaiserin, war ihm gewogen. Als er demselben einst einige kostbare Artikel des Luxus überschickte, mit der unterthänigsten Bitte, dieselben als einen schwachen Beweis seiner unbegränzten Hochachtung und Verehrung anzunehmen, so schrieb er ihm auch: "Ich halte es zu„gleich für meine Pflicht, Ew. Durchlaucht an„zuzeigen, daß der Zolleinnehmer Tzernikow „zu Nikitin in sehr ungebührlichen Ausdrü„cken von Ihrer Majestät der Kaiserin und „von Ihro Fürstliche Durchlaucht gesprochen hat, „damit Hochdieselben künftig auf diesen gefähr„lichen Menschen ein wachsames Auge rich-

„ten.„ — Mehr bedurfte es bei dem argwöhnischen Potemkin nicht, um bei der Kaiserin eine Ukase vom 13ten September 1791 auszuwirken, nach welcher der unglückliche Tzernikow auf unbestimmte Zeit nach Sibirien verwiesen wurde. —

Acht Wochen darauf kam dieser kaiserliche Befehl an den Statthalter vom Gouvernement Katharinoslaw an. Eben saß die gute Familie mit einigen ihrer Nachbarn im traulichen Gespräche beisammen, als der Sergeant mit der Wache zur Thüre hereintrat, dem erschrockenen Tzernikow den Befehl der Kaiserin bekannt machte, und ihn sogleich in Verhaft nehmen wollte. — Wer beschreibt den schrecklichen Eindruck, den diese Nachricht auf die unglückliche Familie machte? Starr und sprachlos sahe Tzernikow den Sergeanten ins Gesicht; bleich und bewußtlos lag sein theures Weib auf der Erde; weinend und wehklagend umklammerte Nahyda ihre Mutter. Die Nachbarn waren erschrocken davon gelaufen. — Es war ein heftiger Donnerschlag aus der heitern Bläue des Himmels, der sie alle betäubte.

Die Soldaten waren gerührt über den jammervollen Anblick; aber ihre harte Pflicht nöthigte sie, den unglücklichen Vater an das Gefängniß zu erinnern. Da bekam der vorher sprachlose Schmerz einen Ausdruck, und lösete sich in Klagen und Thränen auf. Die erste heftige Erschütterung war vorüber, die Besinnung kehrte zurück, aber damit auch das ganze Gefühl ihres Unglücks. "Sey ruhig, liebes Weib„— sagte endlich Tzernikow mit gefaßtem Muthe — "sey ganz ruhig. Es wird wahrscheinlich ein „bloßer Irrthum seyn. Ich bin mir keines Ver„brechens bewußt, und fühle mich so unschuldig, „als die Sonne am Himmel. Unsere Kaiserin „ist gerecht und wird Niemanden ungehört ver„urtheilen. Meine Unschuld wird anerkannt wer„den, und ich kehre frei und ungehindert in eure „friedliche Mitte zurück.„—

Er wollte Abschied nehmen von seiner Frau und Tochter und der Wache folgen; aber da entstand ein schöner Kampf der Liebe und der Treue. Seine Gattin wollte ihn durchaus nicht verlassen, sondern ihm ins Gefängniß folgen. Er suchte sie durch Bitten und Vorstellungen davon abzu-

bringen, aber vergebens; er mußte endlich ihren dringenden Bitten nachgeben. Auch Nahyda klammerte sich fest an ihren Vater; er nahm sie auf seinen Arm — und da ging er hin, der redliche, schuldlose Mann, mit Frau und Kind ins Gefängnis. Alle Nachbarn und Freunde, die diesen traurigen Auftritt sahen, blickten ihnen mit thränendem Auge nach, und erflehten ihnen mit einem Seufzer Hülfe und Beistand von oben herab.

Lange sannen die beiden Eheleute im Gefängnisse hin und her, um sich die Fragen zu lösen: Was kann man uns denn für ein Verbrechen zur Last legen, und wer hat uns ein so großes Unglück bereitet? Tzernikow fiel endlich auf den Kaufmann aus Cherson, den man ihm immer als einen boshaften und rachsüchtigen Menschen geschildert hatte. Er entsann sich, daß ihm derselbe einst, als er seinen sträflichen Antrag mit Verachtung zurückgewiesen hatte, im Zorne sagte: "Herr, Sie sollen es einst noch „bitter bereuen, mich so schnöde abgewiesen zu „haben.„ Aber wie konnte es der Kaufmann wagen, ihm ein Verbrechen anzudichten, da er

doch selbst der Schuldige war, und froh seyn mußte, wenn der Zöllner seine heimlichen Betrügereien der Regierung nicht anzeigte? — So weit, meinte der ehrliche Menn, könnte es ja die bösartigste Bosheit nicht treiben.

Am folgenden Morgen wurde Tzernikow zum Richter geführt, der ihm den kaiserlichen Befehl vorlegte, und ihm auftrug, sich binnen vier und zwanzig Stunden zur Abreise bereit zu halten. Tzernikow fragte nach der Ursach eines so harten Urtheils. "Die ist in der Ukase „nicht angegeben „ — sagte der Richter — "und „ich weiß sie auch nicht. Ich kenne Sie zwar „als einen rechtlichen und braven Mann, und „nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem trau„rigen Schicksale; indessen wir müssen die Be„fehle der Kaiserin buchstäblich vollstrecken, und „dürfen, bei Gefahr unsers Lebens, auch kein „Jota daran ändern. Sie mögen heute noch Ihre „häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringen; „morgen aber müssen Sie ungesäumt abreisen.„

Tzernikow ertrug sein Schicksal mit Ruhe und Standhaftigkeit; denn ihn stärkte das frohe Bewußtseyn der Unschuld. Sein Herz war rein

und sein Gewissen unbefleckt. Nur der Gedanke an seine geliebte Gattin und Tochter erfüllte seine Seele mit Traurigkeit. “Wer wird sie„ — fragte er sich — “vor den drückenden Sorgen der Nahrung schützen? Wer wird sie trösten in ihren Leiden, wer wird sie schützen bei ihrer Schwachheit? — Ach, und meine theure Nahyda, wird sie ihre kindliche Unschuld, ihr sanftes, gefühlvolles Herz, ihren offenen, für alles Gute und Schöne empfänglichen Sinn, nie verlieren? O daß ich diese schöne Blume, die ich mit so vieler Liebe pflanzte und mit so großer Sorgfalt aufzog, sich nicht kann entwickeln sehen!„ —

Doch sein gutes Weib verscheuchte diese quälenden Gedanken aus seiner Seele. Sie war fest entschlossen, ihren Gatten nach Sibirien zu begleiten, um Glück und Unglück, Schmerz und Freude mit ihm zu theilen; um ihm die trüben Tage seines Lebens zu erheitern; um für ihn zu arbeiten, wenn er ermatte; ihn zu pflegen, wenn er krank werde; ihn zu trösten, wenn er verzage. Auch Nahyda wollten sie mit sich nehmen, um gemeinschaftlich für die Ausbildung ihres Geistes und für die Veredlung ihres Herzens zu sorgen.

Mit getrostem Muthe bestiegen sie am folgenden Morgen die Kibitke, die sie nach dem kalten eisigten Lande bringen sollte. Ach, es war wohl der schmerzhafteste Augenblick ihres Lebens, als sie ihre Wohnung, den Sitz stiller, häuslicher Glückseligkeit, verlassen, als sie sich von den Personen, die ihrem Herzen so theuer waren, losreißen, und nun als Verwiesene in ein fernes, unwirthbares Land hinziehen mußten. Der Mensch reißt sich so ungern los von den Gegenständen, die ihm in den verschiedenen Auftritten seines Lebens bekannt und befreundet geworden sind, hängt mit so kindlicher Liebe an den vertrauten Zeugen seiner Freuden und Leiden! — Daher die freudige Bewegung des Herzens, wenn wir Gegenstände und Personen wieder erblicken, die uns in den frühern Jahren des Lebens lieb und werth geworden waren; daher die innige unverletzbare Liebe zu dem Orte, wo wir geboren und erzogen sind.

Begleitet von den Thränen und dem herzlichen Mitleid des ganzen Städtchens, fuhren sie zum Thore hinaus, ihrer traurigen Bestimmung entgegen. — Nach einer zehnwöchentlichen, höchst

be-

beschwerlichen und mühseligen Reise kamen sie zu Tobolsk an. Die schneidend kalte Witterung, und der harte, grausame Gerichtsdiener, der sie an den Ort ihrer Bestimmung bringen mußte, bereiteten ihnen auf der Reise unbeschreibliches Leiden und Elend. Dafür fanden sie in den Beweisen mitleidsvoller Theilnahme, die sie bisweilen in den Dörfern erhielten, nur eine geringe Entschädigung; denn im Ganzen wurden sie hart und schnöde, wie vermeinte Verbrecher, behandelt. Die kleine Nahyda ertrug alles Ungemach der Reise mit einer unglaublichen Ruhe und Standhaftigkeit. Die Beweise der Geduld und Sanftmuth, die sie bei tausend Gelegenheiten gab, rührten die Eltern oft bis zu Thränen.

Durch ein Empfehlungsschreiben des Gouverneurs von Katharinoslaw an den Gouverneur von Tobolsk, erhielt der unglückliche Tzernikow vor andern Verwiesenen ganz besondere Vergünstigungen. Er erhielt für sich und seine Familie eine eigene Hütte, in der Nähe von Tobolsk, mit einem ansehnlichen Stück Landes, da Andere weit in Sibirien hineingeschickt wurden, und drei bis vier immer zusam-

men in einer Hütte wohnen mußten. Eben so erhielt er die Erlaubnis, sich die nöthigen Bedürfnisse des Lebens einkaufen und einige Bequemlichkeiten zur Erleichterung seiner Lage verschaffen zu dürfen. Ueberhaupt zeigte sich der Gouverneur — Wathschicky war sein Name — gegen die unglückliche Familie als ein liebreicher und menschenfreundlicher Mann.

In der Hütte fanden sie ein Strohlager, einen Tisch, eine Bank, einiges Geschirr und das nöthige Jagd- und Ackergeräth. Einiges andere, schwer zu entbehrende Hausgeräthe hatten sie in Tobolsk eingekauft, und die nöthigen Betten, Wäsche und Kleidungsstücke hatten sie mit aus Nitilin gebracht. Bis ihnen der zur Bebauung angewiesene Acker die nöthigen Nahrungsmittel lieferte, erhielten sie wöchentlich ihre bestimmte Portionen Brod, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Sonntags Fleisch. Freilich war es kaum hinreichend, den Hunger nur nothdürftig zu stillen; indeß, da sie noch etwas Geld mitgebracht hatten, und es Tzernikows Frau erlaubt war, Lebensmittel in der Stadt einzukaufen, so konnten sie sich doch ihre Lage etwas er-

leichtern, und sie ertrugen mit Geduld die Drangsale der Gegenwart, und schmeichelten sich mit der Hoffnung künftiger besserer Zeiten. Ach! diese süße Hoffnung ist für den Unglücklichen ein tröstender, hülfreicher Engel aus einer bessern Welt, der ihm liebevoll das thränende Auge trocknet, das bekümmerte Herz erleichtert und den sinkenden Muth neu belebt.

Nachdem man dem guten Tzernikow einige Zeit zur Erholung und zur Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft gelassen hatte, bekam er seine bestimmte Arbeit. Ausser der Bebauung seines Feldes mußte er am Ende jedes Monats sechs und dreißig Füchse, zwölf Hermeline und sechs Zobel abliefern. Jedoch waren die vier Sommermonate von Abgaben frei. — Es gibt in den dortigen Gegenden dreierlei Füchse; nämlich den rothbraunen, den weißen oder blauen, und den weißlich grauen. Bisweilen findet man auch schwarze, welche die seltensten und kostbarsten sind, und den Gefangenen für funfzig andere Füchse angerechnet werden; denn der Balg eines schwarzen Fuchses wird nach der Anzahl der Rubel geschätzt, die in demselben Platz ha-

ben, und so kostet er bisweilen 200 bis 250 Rubel. Die dritte Klasse von Füchsen ist die gewöhnlichste, und darin müssen die Zobelfänger auch ihren Tribut entrichten; ein weißer Fuchs wird ihnen jedoch für zwei angerechnet.

Der Hermelin hat, völlig ausgewachsen, eine Länge von vierzehn Zoll, einen unförmlich dicken Kopf, schlanken Leib und einen sechs Zoll langen Schwanz. Die ganze Körperbildung paßt vortreflich für die Lebensart dieses kleinen Raubthiers, welches bestimmt ist, durch verborgene enge Spalten, Klüfte und Löcher zu schlüpfen, um seiner Beute habhaft zu werden. Das Haar des Felles ist überall kurz und dicht anliegend, und seine Farbe sehr veränderlich, gewöhnlich auf dem Rücken dunkel- oder rothbraun, am Unterleibe gelb oder weiß, und am Schwanz zur Hälfte schwarz. Gegen den Herbst verliert der Hermelin nach und nach seine braunen Haare, und wird ganz weiß. In dieser Zeit wird er am meisten geschätzt und gesucht. Er bewohnt ohne Unterschied alle Arten von Waldungen, besonders wenn sie am Wasser liegen, und baut seine Behausung in hohlen

Bäumen, in Felsenklüften und andern Schlupfwinkeln. Seine Nahrung besteht in Ratten, Mäusen und allerlei Arten Geflügel, das er gewöhnlich des Nachts beschleicht und überfällt. Man fängt sie durch Fallen und Schlingen, und lockt sie durch Obst, das in Honig gekocht ist, herbei. Hundert Felle vom Hermelin kosten in Sibirien auf der Stelle zwölf bis achtzehn Thaler.

Der Zobel, der in Rücksicht der Größe und des Körperbaus die größte Aehnlichkeit mit unserm Steinmarder, und ein schönes, glänzendes, kastanienbraunes Fell hat, ist ein sehr lebhaftes und munteres Thier, welches mit der größten Schnelligkeit Bäume erklimmt, wie das Eichhörnchen von dem Gipfel eines Baums zum Gipfel des andern hinüberspringt, und gewöhnlich, wie der Hermelin, des Nachts auf Nahrung ausgeht. Den Tag über liegt er in einem mit allerlei weichen Materialien ausgefütterten, warmen und reinlichen Neste, welches er in die Höhlung eines Baums oder in dichten Zweigen und Buschwerk sehr versteckt anzulegen weiß. Er verräth viel List, ist gegen größere Thiere

dreist, flieht aber den Menschen, und zieht da, wo dieser hauset, weg nach den öden Wildnissen. Seine Nahrung besteht im Herbste in allerlei Beeren und Früchten von Bäumen; im Winter, Frühling und Sommer aber fängt er allerlei Säugethiere und Vögel — namentlich Hermeline, Hasen, Ratten und Mäuse. In dem ungeheuern asiatischen Rußland sind die Felle in Rücksicht ihrer Güte von sehr verschiedenem Werthe. Schlechter fallen sie in der Tobolskischen Statthalterschaft aus, ob sie gleich hier sehr häufig sind; die schönsten aber gibt es in der Irkutzkischen Statthalterschaft, am Ufer der Tauguska.

Diese Thiere waren es nun, welche Tzernikow in der bestimmten Anzahl am Ende jedes Monats an einen Aufseher über die Gefangenen abliefern mußte. Dieser war jedoch ein menschenfreundlicher, nachsichtsvoller Mann, der ihm, auf besondern Befehl des Statthalters von Tobolsk, in den ersten sechs Monaten jeden Tribut verließ. Erst nach dieser Zeit, als er in diesem Geschäfte die nöthige Uebung erlangt hatte, forderte man die gesetzmäßige Abgabe von

ihm, jedoch auch da noch mit der Einschränkung, daß er entweder die Felle um einen billigen Preis bezahlen, oder Fuchsfelle für den Balg der Hermeline und Zobel geben durfte. War er in einem Monate nicht glücklich gewesen, so daß er die gesetzmäßige Zahl nicht vollzählig hatte, so mußte er in dem nächstfolgenden Monate die fehlenden nachliefern.

Eilfter Abend.

Fortsetzung.

Mit dem anbrechenden Morgen zog Tzernikow aus, mochte die Kälte auch noch so schneidend seyn, der Wind auch noch so heftig aus dem eisigten Norden herwehen. Oft war der Schnee während der Nacht so tief gefallen, daß seine Hütte ganz eingeschneit war, und daß er sich erst mit vieler Mühe einen Weg aus derselben bahnen mußte. Unterdeß er nun allein oder in Gesellschaft, mit mehrern seiner Unglücksgenossen, die wüste Gegend durchstreifte, die ausgestellten Schlingen und Fallen untersuchte, und, im Schnee eingescharrt, auf seine Beute lauerte: holte sein treues Weibchen Wasser aus einem fernen Flusse, dessen dicke Rinde sie erst mit grosser Mühe weghauen mußte, schaffte Holz aus einem weit entlegenen Walde herbei, beschäftigte

sich mit der Bereitung der Speisen oder andern weiblichen Arbeiten, und unterrichtete ihre Tochter in häuslichen Geschäften, im Christenthume, im Lesen, Schreiben und dergleichen.

O wie groß war die Freude, wenn der liebe Mann mit einer glücklichen Ausbeute zurückkam, seine erstarrten Glieder am erwärmenden Feuer wieder belebte, seine kärgliche, durch Hunger gewürzte Nahrung einnahm, und sich von der fleißigen Nahyda erzählen ließ, was sie wieder Neues gelernt oder verfertigt hatte. Auch unter diesem rauhen und stürmischen Himmel entfaltete sich diese hoffnungsvolle Blume schön und herrlich. Nahyda behielt ihren sanften stillen Sinn, ihr gutes theilnehmendes Herz und ihren offenen gesunden Verstand, der alles leicht begriff und treu behielt. Oft weinte sie am Halse ihres Vaters, wenn er bei der schneidenden Kälte hinaus mußte auf die gefährliche Jagd, und sann während seiner Abwesenheit auf allerlei Mittel, wie sie ihn bei seiner Zurückkunft angenehm überraschen und erfreuen könnte.

Am Abend kamen gewöhnlich einige Verwiesene aus der Nachbarschaft zu Tzernikow, bei

dem sie immer die angenehmste und aufheiterndste Unterhaltung fanden. Selbst die rohen und ungebildeten unter ihnen fühlten sich wohl in dem Schooß der redlichen Familie; denn sie fanden da so manche erfreuliche Belehrung, so manchen lindernden Trost, und bemerkten bald, daß sie im Umgang mit diesen frommen und guten Leuten besser und verständiger wurden. Unter ihnen zeichnete sich besonders ein junger, treflicher Mann von guten Sitten und feiner Lebensart, mit Namen Lupansky, aus. Durch eine rasche, unbedachtsame Handlung hatte er sich eine zehnjährige Verbannung zugezogen. Er kam fast täglich zu ihnen, ging mit Tzernikow immer gemeinschaftlich auf die Jagd und wurde zuletzt als ein Mitglied der Familie angesehen.

Um leichter über den Schnee gehen zu können, machte sich Tzernikow Schrittschuhe, wie sie gewöhnlich in Sibirien getragen werden. Sie bestehen aus dünnen birkenen Brettern, welche von dem Baum abgerissen oder gespalten und auf beiden Seiten glatt gemacht werden. Sie haben eine Länge von fünf und eine Breite von dritthalb Fuß. Die Sohle ist mit Rennthierfell,

welches von den Füßen dieser Thiere genommen wird, überzogen, und zwar dergestalt, daß der Strich des Haares nach Hinten zu geht. In der Mitte befinden sich zwei Löcher, durch welche lederne Riemen gezogen werden. Zwischen diese Riemen setzt man den Fuß, und bindet die Schrittschuhe an denselben fest an.

Zur Stütze dient ein starker Stab, der am untern Ende nach mehrern Seiten hin durchbohrt ist. Durch diese Löcher gehen Riemen, womit ein, an eben so vielen Stellen durchbohrter kleiner Reifen festgeschnürt ist, der dem äußern Rande eines Rades ähnlich sieht, welches vermittelst der Speicher, deren Stelle die straf gezogenen Riemen vertreten, an dem Stabe befestigt ist. Mit den Schrittschuhen geht man nicht nur über den tiefen Schnee, ohne einzusinken, sondern auch ohne Gefahr die steilsten Anhöhen hinauf, weil das kurze steife Haar unter den Sohlen das Zurückrutschen verhindert. Da das untere Ende des Stocks wenig in den Schnee eindrückt, so hat man zugleich eine sichere Stütze, durch die man sich immer im Gleichgewicht erhalten kann.

In dem nächsten Winter entdeckte Tzernikow mit Lupansky in einer einsamen, bergigten Gegend eine große Menge Hasen, die schaarenweise alle einen Weg zogen, den sie durch ihr beständiges Herumlaufen so fest getretten hatten, daß man auch ohne Schrittschuhe sicher darüber fortgehen konnte. Sobald die Hasen nun aus dem gebahnten Wege traten, fielen sie so tief in den lockern Schnee, daß es ihnen viele Anstrengung kostete, sich wieder heraus zu arbeiten. Diese Entdeckung benutzten unsere beiden Verwiesenen sehr zu ihrem Vortheil. Sie machten nämlich längs dem Wege, den die Hasen nahmen, eine Menge Schlingen an eine Art von kleinen Schlagbäumen fest. So bald nun ein Hase in eine solche Schlinge kam, wurde er drei Fuß von der Erde hoch geschnellt und blieb hangen. Dadurch machte zugleich einer dem andern den Weg zu der nächsten Schlinge frei, und Tzernikow fand des Morgens öfters zehn bis zwölf Stück an den Schlingen. Freilich richteten die Füchse dabei nicht selten einen bedeutenden Schaden an, indem sie über die gefangenen Hasen herfielen, und sie aufzehrten; dafür aber ward auch mancher

von diesen unberufenen Gästen in der Schlinge verwickelt, und wurde unsern beiden Jägern zur Beute. — Der Aufseher der Gefangenen nahm bei der Ablieferung zwei Hasen für einen Fuchs.

Zu dem Zobelfang in einem etwas entlegenen Walde, der mehrere Meilen im Umfange hatte, vereinigten sich immer alle Verwiesenen in der umliegenden Gegend, etwa zwanzig bis dreißig an der Zahl. Diese bauten in der Nähe des Waldes eine große Hütte, um darin zu übernachten und ihre Lebensmittel für mehrere Wochen aufzubewahren. Von hier aus zerstreuten sich dann die kleinern Gesellschaften von vier bis fünf Personen durch den Wald, und um sich nicht zu verirren, machten sie allerlei Merkmale an den Bäumen, wodurch sie wieder auf den rechten Weg geleitet wurden. Jeder der kleinern Gesellschaften war ein bestimmter Distrikt im Walde angewiesen, in welchem sie die Zobelfallen aufstellen durften. Jede Person aus der Gesellschaft stellte täglich etwa dreißig Fallen auf, und beschäftigte sich nur damit, die gefangenen Zobel herauszunehmen und die Falle wieder aufzustellen. Die Lockspeise, wodurch man die naschhaften Thier-

chen in ihr Verderben zu stürzen suchte, war ein Stück Fleisch, ein Vögelchen oder ein Fisch.

Diese größere Zobeljagd, die jedesmal zwei bis drei Wochen währte, wurde den ganzen Winter über vier- bis fünfmal unternommen, und lieferte den Jägern in der Regel eine viel reichere Ausbeute, als ihr Tribut betrug. Das, was sie über die festgesetzte Zahl fingen, konnten sie verkaufen, und den Ertrag davon nach ihrem Belieben verwenden. Wie ungern sich Tzernikow von seinem geliebten Weibe und von seiner trefflichen Tochter auf so lange Zeit trennte, und wie oft er sich während der Jagd nach ihrer Gesellschaft sehnte, das brauche ich wohl meinen jungen Lesern nicht zu beschreiben, da sie wissen, mit welcher innigen und festen Liebe alle drei Personen an einander hingen. Es war immer ein großes, freudenreiches Fest, wenn der brave Tzernikow nach einer so langen Abwesenheit seine Hütte wieder zum erstenmal betrat.

So traurig und langweilig auch die böse Winterszeit — die in den dortigen Gegenden sieben Monate lang anhält — für unsre armen Verwiesenen auch hinschlich: so erfreulich und an-

genehm eilte ihnen doch die schöne Zeit des Sommers dahin. Neues Leben kehrte in sie zurück, wenn der Schnee dahinschmolz, wenn sich die harte Rinde der Erde erweichte, wenn die Sonne erwärmende Strahlen auf sie herabsenkte, und das stärkende Grün des Grases sich aus der Erde hervordrängte. Dann ergriff Tzernikow den Pflug, lockerte die Erde und streute in freudiger Hoffnung Samen aus. Sein treues Weibchen nahm den Spaten, durchgrub den kleinen Garten, und legte Samen zu Kartoffeln, Kohl und Rüben. Dann ging sie mit ihrer Nahyda nach Tobolsk, verkaufte, was sie mit ihrer fleißigen Tochter den Winter über gestrickt, genäht und gesponnen hatte, und kaufte wieder Vorräthe für den kommenden Winter. Auch Tzernikow trug seine gesammelten Felle zum Verkauf nach der Stadt.

Durch diesen Handel gewann das sorgsame Weib so viel, daß sie sich nicht nur mit den nöthigen Bedürfnissen des Lebens hinlänglich versehen, sondern auch ihre kleine Wirthschaft vergrößern und sich zwei Rennthiere und einen Schlitten anschaffen konnte. Tzernikow bekam

in der Folge auch so viel Gewandheit und Geschicklichkeit in seinem Geschäfte, daß er immer weit mehr Zobel und Füchse fing, als ihm vorgeschrieben. Das Geld, das er aus dem Verkauf derselben lößte, wurde ebenfalls zur Erweiterung der Wirthschaft angelegt. Dadurch verbesserte sich ihr Zustand in einigen Jahren so sehr, daß sie bei ihrem genügsamen Sinn recht glücklich und zufrieden leben konnten. Und so finden Sie, meine geliebte Leser, auch durch dieses Beispiel bestätigt, daß nicht viel dazu gehört, um glücklich und zufrieden zu leben. Wenn es nur in unserer Seele ruhig ist, und wir ein gutes, vorwurfsfreies Gewissen haben; wenn wir nur immer in einem glücklichen Einverständniß mit Gott und mit uns selbst gelebt haben; wenn wir uns nur mit fester Ueberzeugung sagen können: daß kein menschliches Auge über unsre Handlungen Thränen des Kummers weint: o dann können wir alle Leiden und Unglücksfälle des Lebens standhaft ertragen, können den Zerrüttungen der Welt mit stiller Ruhe zusehen, und ohne Furcht zu dem allweisen Regierer unserer Schicksale aufblicken. —

O mei-

O meine guten Kinder, bewahren Sie sich diesen köstlichen Schatz; erhalten Sie Ihr Herz rein von dem Schmutz des Lasters; beschweren Sie Ihr Gewissen nicht mit dem Bewußtseyn einer unedlen That. Was dann auch in dem Schooß der Zukunft für Sie verborgen liegen mag, die Ruhe der Seele, der Friede des Herzens wird Ihnen nicht fehlen. Wie unserm guten Tzernikow wird Ihnen auch dann die Quelle der Zufriedenheit und Glückseligkeit noch fließen, wenn Sie, unschuldig verfolgt, als ein Opfer feindseliger Leidenschaften anderer Menschen, fallen sollten. In dem Bewußtseyn, unschuldig zu leiden, liegt eine große Kraft, und in der Frage, die Sokrates im Gefängnisse einem seiner Schüler vorlegte, als sich dieser bitter beklagte, daß er so unschuldig leiden müßte: willst Du denn, daß ich schuldig leide? — ist eine tiefe Weisheit verborgen.

Fünf Jahre lang hatte Tzernikow mit Frau und Tochter in der Verbannung gelebt, und mit jedem Jahre verbesserte sich ihr Zustand, nach jeder Erndte erweiterte sich ihre Wirthschaft. Da traf die arme verwiesene Familie ein neuer har-

ter Schlag des Schicksals. Der bisherige Gouverneur von Tobolsk, der ihnen so manche Vergünstigung gestattet, und sich immer so liebreich gegen sie bewiesen hatte, wurde nach Petersburg zurückberufen und ein Anderer an seine Stelle gesetzt. Dieser nahm unter mancherlei Veränderung auch eine Versetzung der Gefangenen vor, und befahl, daß Tzernikow mit seiner Familie und zwanzig andern Gefangenen die Gegend von Tobolsk verlassen, den Jenisey-fluß hinauf schiffen, sich in der Nähe der Stadt Mangasea niederlassen und dort Fischerei treiben sollte.

Diese Nachricht versetzte die trefliche Familie in eine fast noch tiefere Betrübniß als die erste Nachricht von ihrer Verbannung. Durch rastlosen Fleiß und mit unsäglicher Mühe hatten sie dem spröden, undankbaren Boden, ein niedliches Gärtchen und ein ergiebiges Ackerland abgewonnen, ihr Hüttchen verschönert und neue Ställe für ihre Rennthiere und ihr Federvieh angelegt. Schon fingen sie an, sich hier wohl und glücklich zu fühlen, und ihre Sehnsucht nach der geliebten Heimath hatte sich um ein bedeutendes

vermindert: da sollten sie nun dies alles, was sie durch ihren Schweiß und durch ihre Sorgen geschaffen hatten, wieder verlassen und über sechshundert Meilen tiefer hineinziehen in das kalte, unwirthbare Land. In der That ein großes, schwerdrückendes Unglück! — Indeß der fromme, christliche Sinn Tzernikows ertrug auch diese neue Prüfung der Vorsehung mit vieler Fassung, und ergab sich ruhig in den Willen des allwaltenden Gottes.

Tzernikow mußte alle seine Sachen und Geräthschaften in der Eil verkaufen — denn nur seine Betten und Kleidungsstücken durfte er mitnehmen — und sich unter der Aufsicht zweier Soldaten in zwei Schlitten setzen. Unglücklicherweise mußten sie diese Reise gerade zur rauhesten Jahrszeit unternehmen. Die leichten, aus Birkenholz verfertigten, mit Rennthier- und Elendshäuten ausgelegten Schlitten gewähren keinen Schutz gegen die erstarrende Kälte und den schneidenden Wind; denn sie sind oben ganz offen und sinken oft tief in den Schnee ein. Sie werden von Hunden gezogen, die nicht viel grösser als unsere Bauernhunde sind und nur höhere

Beine haben. Man zieht ihnen Strümpfe von Rennthierklauen an, welche über den Leib und die Brust fort mit weichen, breiten Riemen auf dem Rücken befestigt werden. Der vorderste Hund ist immer ein ausgelernter Leithund, der sich nach dem Peitschenschlage des Fuhrmanns richtet. Schlägt dieser rechter Hand in den Schnee, so geht er rechts, schwingt er die Peitsche linker Hand, so geht der Hund dorthin, und so lange die Peitsche ruht, geht er gerade aus. Ist man vom rechten Wege abgekommen, so läßt ihm der Fuhrmann ganz seinen Willen. Alsdann geht der Hund sicher nach der Gegend hin, wo er Rauch wittert. Die hintern Hunde folgen dem vordern unbedingt, und, ohne aufgemuntert zu werden, fast beständig im Trabe. Hat es aber gethauet, und der geschmolzene Schnee ist dann wieder gefroren, so lassen sie sich auf keine Weise aus dem Schritte bringen.

Der Himmel wurde gleich am ersten Tage der Reise heiter, und die Nächte erhellte der freundliche Mond. Anfangs trafen sie öfters auf Dörfer, wo der Dissotnick oder Schulze alle Lebensmittel unentgeldlich herbeischaffen mußte, und

wo man gewöhnlich zu übernachten pflegte; als sie aber in die fast dreihundert deutsche Meilen lange Wüste von Baraba bis Tomsk kamen, fanden sie keine Spur von einem menschlichen Wesen, und selbst Bären und Füchse ließen sich nur selten sehen. Man schlug gewöhnlich in der Nähe eines Waldes, unter Gottes freiem Himmel, sein Nachtquartier auf, und nachdem man sich und die Hunde mit Speise gesättigt und ein großes lustiges Feuer angemacht hatte, legte man sich in die Schlitten zum Schlafen. Einer mußte aber immer zur Unterhaltung des Feuers und zur Abwehrung der Bären, die oft mit ihrem gräßlichen Geschrei die ganze Gegend erfüllten, wach bleiben.

Nach einer sehr langweiligen und mühseligen Reise kam endlich unsre unglückliche Familie zu Jeniseisk, der Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens, an. Sie wurden bei einem Kaufmann einquartirt und mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Vierzehn Tage lang gestattete man ihr, sich auszuruhen, und unsre gute, zwölfjährige Nahyda freute sich während dieser Zeit nicht wenig, mit den jüngern Töchtern

ihres gefälligen Wirthes spielen zu dürfen. Ach, die Freude, mit fröhlichen Jugendgenossen die glücklichen Jahre der Kindheit im leichten Spiele wegzuscherzen, und dem süßen Triebe zum Wohlseyn sich arglos hinzugeben — diese Freude hatte das arme Mädchen seit den fünf Jahren ihrer Verbannung nicht gefühlt! —

An einem heitern Nachmittage nahmen die beiden Töchter des Kaufmanns ihre kleine unglückliche Freundin mit zu einem Schauspiel, das sie ungemein belustigte. Auf einem freien Platze waren nämlich, vier Fuß hoch über der Erde, Gestelle gemacht, worüber ein achtzehn bis zwanzig Fuß langes Brett gelegt war. Auf jedes Ende dieses Bretts stellte sich ein Frauenzimmer. Erst fingen sie an, sich sanft zu wiegen; allmählig ward die Bewegung immer stärker, und zuletzt so stark, daß eine die andere bis auf fünf Fuß in die Höhe schnellte. Jede kam jedoch, ohne zu fehlen, immer aufrecht und mit geschlossenen Füßen auf das Brett wieder herunter, und schnellte die andere eben so hoch, und wohl noch höher. Anfangs kam der guten Nahyda dies Spiel gefährlich vor; als

sie aber sah, daß keine das Brett je verfehlte, gewährte es ihr viel Unterhaltung. — Dies ist ein im ganzen Lande gebräuchliches Fastnachtsspiel; und nur bei demselben ist es den Russischen Frauenzimmern erlaubt, sich öffentlich zu zeigen. Der Tag wurde durch festliche Zusammenkünfte und Schmausereien beschlossen.

Zwölfter Abend.

Beschluß der vorigen Erzählung.

Ach nur zu schnell entflohen die glücklichen vierzehn Tage. Die arme Familie mußte ihre Schlitten wieder besteigen und die Reise weiter fortsetzen. Der Kaufmann bat Nahydas Eltern recht dringend, ihm ihre hoffnungsvolle Tochter zur weitern Erziehung zurückzulassen. Er versprach sie mit so viel Liebe und Sorgfalt zu behandeln, als sey es seine eigene Tochter, und zur Aufklärung ihres Verstandes und zur Bildung ihres Geistes nichts zu verabsäumen Aber kaum hörte Nahyda, daß von einem Zurückbleiben die Rede sey, als sie sich ihren Eltern in die Arme warf, und sie dringend bat, ihre einzige Tochter nicht zu verlassen. Die Eltern würden es auch nicht über sich haben gewinnen können, den süßesten Trost in ihren Leiden aus ihren Armen zu geben.

Noch an dem ersten Tage der Abreise von Jeniseisk kamen unsere Verwiesenen nach einer Kolonie der Jakuten, wo sie die Nacht über blieben, und mit ihren Hunden auf Unkosten der Kolonisten zehrten. Dies war auch das einzige Dorf, das sie bis zu dem Orte ihrer Bestimmung antrafen. Sie mußten wieder drei Wochen lang, wie in der vorerwehnten Wüste, reisen. Am Abend jedes Tages grub man ein großes Loch in den Schnee, machte darin ein tüchtiges Feuer an, kochte sich dabei ein erwärmendes Abendessen, und versorgte die Hunde. Einer von den Soldaten und einer von den Fuhrleuten mußten wachen und das Feuer unterhalten. Auf diese Weise waren sie schon acht Tage lang dem Ufer des Jenisey entlang gefahren, als sich ein Sturm und heftiges Schneetreiben einstellte. Die Reisenden waren in beständiger Gefahr, unter der Menge Schnee begraben zu werden, und sie durften weder Tag und Nacht auch nur eine halbe Stunde lang anhalten. Bald wußten die Fuhrleute nicht mehr, wo sie sich befanden, und erklärten, daß sie sich gänzlich verirrt hätten.

Nach einem fast achttägigen, angstvollen Umherirren war man endlich so glücklich, den Jenisey wieder aufzufinden. Da sich zu gleicher Zeit der Sturm und das Schneegestöber legten, auch die Menschen und Hunde ganz ermattet und völlig erschöpft waren, so ruhten sie hier zwei Tage lang aus. Dann fuhr man aufs Gerathewohl dem Bette des Stroms entlang, fand aber immer noch keine Spur von einer bewohnten Gegend. Der Mundvorrath war schon fast gänzlich aufgezehrt, der Schnee fiel wieder so dicht, daß man nicht zehn Schritt weit um sich sehen konnte, und die Hunde wollten nicht mehr aus der Stelle gehn. Endlich fingen die Fuhrleute und Soldaten auch an, allen Muth zu verlieren, und erklärten, daß sie nicht mehr wüßten, was sie machen sollten. Und so sah man sich der Gefahr ausgesetzt, in dieser öden, menschenleeren Wüste den schrecklichen Hungerstod zu sterben.

Sobald indeß die Hunde wieder einige Kräfte gesammelt hatten, wurde doch die Reise, dem Flusse entlang, fortgesetzt, und kaum war man vier Stunden lang gefahren, als die Hunde still standen, die Ohren spitzten und ein lautes Gebell erhoben.

Dies Gebell wurde von andern Hunden beantwortet, und auch die Fuhrleute erhielten auf ihr Geschrei eine willkommene Antwort. Welch eine Freude für die Unglücklichen, die sich schon mit den bangen Vorstellungen eines furchtbaren Todes bekannt gemacht hatten! Ihre Freude stieg noch höher, als ihnen das fremde Fuhrwerk entgegen kam, und der in demselben sich befindende Kosacke ihnen sagte, daß sie ganz nahe vor Mangasea wären. Nach einer halben Stunde hatten sie auch diesen Ort ihrer neuen Verbannung erreicht, und sie wurden so lange in der Stadt einquartirt, bis ihnen neben den andern Verwiesenen eine Hütte erbaut worden war.

Das Städtchen Mangasea liegt mitten in einer Wüstenei auf einem Berge, und ist von drei Flüssen, dem Jenisey, der Turuchau und dem schwarzen Tungus umflossen. Nach allen Seiten hin sieht man einen ungeheuer großen, dicken Wald, durch welchen diese Ströme hinfließen. Das Städtchen selbst besteht aus sechszig Feuerstellen, lauter kleine hölzerne Häuser. Die Einwohner sind alle zu Kosackendiensten verpflichtet, und es erhält deshalb jeder derselben von

der Regierung seine Portionen an Grütze und Mehl und monatlich vier Rubel Besoldung. Uebrigens haben sie gar keine Abgaben zu entrichten. Aecker besitzen sie nicht, sondern nur weite Wiesenflecke, von denen sich jeder so viel Gras abschneidet, als ihm beliebt. Rings umher liegen Berge mit dichten Waldungen, die bewachsen und von vielen Flüßen und Sümpfen durchschnitten sind. Im Sommer ist zu Lande gar nicht fortzukommen. Man findet in der ganzen weiten Gegend keinen Fleck, der zum Getraidebau brauchbar wäre, und es leben dort Greise von neunzig Jahren, die nie einen Halm Getraide auf dem Felde gesehen haben.

Die Sommerszeit ist hier sehr kurz, der Winter aber anhaltend und heftig. Erst mit dem Anfange des Junius entfernt er sich, und stellt sich schon mit den letzten Tagen des Augusts wieder ein. Die Einwohner halten sich Kühe, Pferde und Schweine; das Haberfutter aber, und was sie selbst das Jahr über an Mundvorrath brauchen, wird ihnen im Sommer von Jeniseisk herauf zu Wasser zugeführt. Alle diese und andere Bedürfnisse des Lebens tauschen sie für Pelz-

werk ein. Im Herbst, ehe der häufige Schnee fällt, holen sie sich das nöthige Holz aus den umliegenden Waldungen, die größtentheils aus Zedern von ungeheurer Stärke bestehen. Nicht selten schlägt das Gewitter zur Sommerszeit, die hier oft drückend heiß ist, in diese Wälder ein, so daß das Feuer Jahre lang fortbrennt, ohne daß man jedoch deshalb auch nur den geringsten Mangel an Holz verspürte.

Dem hohen Ufer des Jenisey entlang stehen die Wohnungen der Verwiesenen und armer russischer Familien, die hier von der Jagd und der Fischerei leben. Die besten Zobel, schwarze Füchse, weiße Wölfe und Bären halten sich hier am Ende der Wälder und auf dem sogenannten großen Tunder auf. Dieser Tunder ist die erstaunlich große, am Eismeer hinliegende Fläche, welche auch nicht den kleinsten Strauch hervorbringt und mit einem ewigen Schnee bedeckt ist. Den Winter über zerstreut sich nun alles auf die Jagd, die aber mit tausend Gefahren verbunden ist, und bei der sehr viele ihr Leben einbüßen. Den Sommer über beschäftigt man sich mit dem Fischfang, der ebenfalls sehr ergiebig ist. Die

Verwiesenen, welche unter der Aufsicht des Woywoden in Mangasea stehen, müssen alles, was sie fangen, an einen Aufseher abgeben, wogegen sie alle ihre Lebensbedürfnisse unentgeldlich, und wöchentlich noch einen halben Rubel baares Geld bekommen.

Dies war die Gegend und die neue Lage, in welche Tzernikow mit Frau und Tochter versetzt wurde. Ach wie himmelweit verschieden war sie von der vorigen! — Nachdem sich ihre Hütte, die von Brettern zusammengesetzt und mit Mooß ausgestopft war, im bewohnbaren Stande befand, zog die unglückliche Familie mit beklommenen Herzen in dieselbe ein. Mit Bangigkeit blickten sie in die grauenvolle Zukunft; denn nirgends zeigte sich ihnen ein Strahl von Hoffnung, daß sie einst aus diesem wüsten, eisigten Lande befreit und in ihre freundliche Heimath zurückgesetzt würden. Still und in sich gekehrt standen alle drei in ihrem niedrigen Hüttchen da; Thränen der Wehmuth gleiteten ihre Wangen herab, und tiefe Schwermuth lag auf ihren Gesichtern. Tzernikow ermannte sich zuerst; er schloß seine Gattin und Tochter mit Innigkeit an die Brust, und sagte: "Gott, meine Lieben, ist überall bei uns —

„auch in dieser abgelegenen, schaurigen Gegend.
„Es ist seine liebende Vaterhand, die uns hieher
„geführt, seine Weisheit, die uns in diese neue
„Lage versetzt hat. Wir mögen seine Wege nicht
„erforschen, seine Gedanken nicht ergründen: aber
„mit kindlichem Vertrauen müssen wir uns seinen
„Fügungen unterwerfen, und von ihm alles er-
„warten, was uns zum Guten führt.„ —

Außer den nnentbehrlichen Hausgeräthen, fanden sie noch in der Hütte alles, was Tzernikow zur Jagd und zur Fischerei nothwendig brauchte. Auch fand er am Ufer des Jenisey einen Kahn für sich, und späterhin wurde ihm noch ein zur Jagd gut abgerichteter Hund gegeben. Die Bekanntschaft mit seinen Unglücksgefährten war bald gemacht; dann alle kamen ihm freundlich und zutraulich entgegen. Gemeinsames Unglück vereinigt die Menschen fester und inniger, als frohe Ereignisse in glücklichen Tagen. Zu seinem Troste traf die trefliche Gattin Tzernikows auch zwei Weiber in dieser Kolonie der Verwiesenen an, welche ihren Männern ebenfalls in die Verbannung gefolgt waren. Diese waren in Abwesenheit der Männer fast beständig zusam-

men, und beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten. Einen Lupansky fand Tzernikow leider nicht unter den Männern.

Einige Wochen nach Tzernikows Ankunft begann der Sommer sein kurzes Daseyn. Der geschmolzene Schnee stürzte in großen Strömen von den Bergen herab in den rauschenden Jenisey; die Bäume kleideten sich in ein freundliches Grün; die harte Rinde des Erdreichs lösete sich und das dichte Gras keimte schnell empor. Da ergriff Tzernikow mit seinen Gefährten das Fischergeräthe, setzte sich in den Kahn, und stellte seinen ersten Versuch an, der über alle Erwartung herrlich gelang. Der Jenisey hat eine so große Menge von Fischen, daß er selbst beim stillsten Wetter in beständiger Bewegung ist. Auch die beiden Flüsse, welche Mangasea umfließen, und die vielen Landseen haben einen großen Reichthum der wohlschmeckendsten Fische.

Der größte Fisch, den der Jenisey nährt, ist der Osseter, welcher seiner Bildung nach dem Stöhre ähnlich ist, und ein kurzes, mürbes, außerordentlich fettes Fleisch hat. Dies ist zugleich von einem so angenehmen Wohlgeschmack,

daß

daß man sich sehr in Acht nehmen muß, um nicht zu viel davon zu essen, weil er einem sonst in der Folge sehr widerlich werden kann. Die Osseter schwimmen gewöhnlich dicht unter der Wasserfläche; ja nicht selten ragen sie mit dem Rücken über derselben hervor. Deshalb kann man sie leicht mit Wurfspießen, die mit Widerhacken versehen sind, fangen. — Tzernikow erlebte einst mit diesem Fische ein sonderbares Schauspiel. Es gibt nämlich in dieser Gegend eine ungeheure Menge von Raubvögeln, die beständig über dem Wasser schweben und sich aus demselben Fische zu ihrer Nahrung holen. Einst hörte er mit seinen Jagdgenossen das heftige Geschrei eines Raubvogels. Man sieht sich um, und wird einen großen Steinadler auf dem Wasser schwimmend gewahr. Sogleich rudern sie darauf los, um die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung zu erforschen. Der Adler hatte beide Flügel über dem Wasser ausgebreitet, und wie ihn unsre Fischer bei einem Flügel in den Kahn ziehen wollen, fanden sie unter ihm einen von den größten Osseteru, in dem er sich mit seinen Klauen so fest vergriffen hatte, daß er nicht loskommen konnte. Zum Weg-

tragen war ihm der Fisch zu schwer, und dieser war wieder nicht stark genug, um seinen Gegner mit unter das Wasser zu ziehen. Tzernikow hielt nun den Adler an den Flügeln fest, die Andern warfen dem Osseter einen Wurfspieß in den Leib, und so zog man die doppelte Beute ans Land, und tödtete Vogel und Fisch. Die übrigen Verwiesenen wollten es oft gesehen haben, daß die Adler die größten Fische packen und sie im Fluge, ohne sie aus dem Wasser zu ziehen, bis ans Ufer schleppen, wo sie dieselben alsdann tödten und verzehren.

Von diesem Fische kommt auch der Kaviar, den uns die Russen zuführen, und der für eine große Delikatesse gehalten wird. Er ist nichts anders als der eingesalzene Rogen des Osseter, der, frisch gegessen, einen überaus angenehmen Geschmack haben soll. Die Bereitung desselben ist sehr einfach. Der Rogen wird mit den Händen durch ein enges Sieb getrieben, und so vom Blute und andern fremden Theilen gereinigt. Hierauf salzt man ihn ein und stellt ihn an einen warmen Ort. Ist er vom Salze gehörig durchdrungen, so läßt man die Salzlacke in einem dichten

Siebe ablaufen, preßt ihn dann in leinenen Tüchern vollends aus und bringt ihn in Fässer, in welche er von Personen, die lederne Strümpfe anziehen, festgetreten wird. Oft wird er durch das starke Einsalzen und in der Länge der Zeit bitter und schleimigt, und wenn er zu uns kommt, ist er wenigstens ein Jahr alt. — Ausser diesem Osseter, liefern noch zwei kleinere Fische des Jenisey, nämlich der Stirledky und Kosterky, einen sehr guten Kaviar.

Ausserdem fing Tzernikow mit großen Fischernetzen, theils in den Flüssen, theils in den Landseen, Hechte und Lachse von ungeheurer Größe, welche siebenzig bis achtzig Pfund wogen, ferner Zander und Karauschen, welche wunderschöne, goldgelbe Schuppen hatten. Gegen den Herbst kam eine Fischart, die von den Russen Omoli genannt wird, und einen vortreflichen Geschmack hat, in so großen Zügen wie die Heringe. Er ist ungefähr sechs Pfund schwer und der beste Fisch zum Einsalzen. — Nebenbei fing auch Tzernikow viele wilde Enten und Meerhühner, die er theils mit Brodkrumen auffütterte, theils von seiner Frau zu einer wohlschmeckenden Mahlzeit

bereiten ließ. Ihrem Bau nach sind die Meerhühner, im Kleinen dem Storche ähnlich, und an Farbe eben so verschieden als unsere zahmen Hühner. Auch kamen dort die Kramtsvögel, die bei uns im Herbste gefangen werden, zur Sommerszeit in großen Schaaren, wie die Heuschrecken, an. Es ward unserm Tzernikow sehr leicht, einige davon zu fangen; sie waren aber nicht zu essen, weil sie fast nur aus Haut und Knochen bestanden.

Da man in den dasigen Gewässern alle Arten der vorhin angeführten Fische in großem Ueberfluß hat, so wurde darauf gar kein Werth gelegt, und Tzernikow konnte die meisten von den eingefangenen Fischen für sich behalten. Nur den Rogen von den Ossetern, Stirledkys und Kosterkys mußte er an den Aufseher abliefern. Seine Frau salzte einen großen Vorrath für den Winter ein, hing andere in den Rauch auf, und noch andere trocknete sie. Da sie auch noch von Nikitin und Tobolsk her eine nicht unbedeutende Kasse hatten, so kauften sie eine Menge Eßwaaren ein, die ihnen entweder gar nicht, oder doch sehr verdorben und ungenießbar geliefert wurden.

Dahin gehörten: Weizen- und Rockenmehl, Butter, Eier, Rind- und Schweinefleisch, Salz und dergleichen. Alle diese Sachen wurden den Sommer über dreimal von Jeniseisk her, zu Wasser zum Verkauf nach Mangasea gebracht. Eigentlich war es den Verwiesenen nicht erlaubt, solche Sachen einzukaufen, deshalb mußte Tzernikow sich erst von dem Aufseher durch ansehnliche Geschenke die Erlaubniß dazu bewirken.

So vorbereitet, sahe man dem rauhen Winter mit gefaßtem Muthe entgegen. Ach er stellte sich leider nur zu früh ein, und mit angsterfüllten Herzen sahe die liebende Gattin und Tochter den braven Tzernikow auf die Wolfs- und Fuchsjagd gehen. Und sie hatten auch in der That Ursach, bange zu seyn; denn es geschieht nicht selten, daß die Jäger, ungeachtet aller Vorsicht, von dem dichtfallenden Schnee überschüttet und darin begraben werden. Auf die Wolfs- und Bärenjagd ging man monatlich nur einmal, und zwar in grossen Gesellschaften, wenn der Himmel heiter und unumwölkt war. Man nahm alsdann viele Schlitten mit Hunden, Lebensmittel auf acht Tage und Bretter und Schaufeln mit. Juraken und

Tungusen mußten als Anführer und Wegweiser dienen.

Wenn man am Ufer des Jenisey sogenannte Fanghütten aufgeschlagen und den Mundvorrath dort niedergelegt hatte, so begab man sich, mit Lanzen und Flinten versehen, in Gesellschaften auf die Jagd. Die Art, wie man die Bären fängt, ist sehr verschieden; es geschieht theils durch Fallen, theils durch Schlingen, theils mit Hülfe der Hunde durch das Gewehr. Am verwegensten sind die Juraken und Tungusen dabei. Wann sich der weiße oder der Seebär beim Sonnenschein zum Ausruhen ans Land begibt, so kriecht der Fänger auf den Knieen, ein großes Stück Eis vor sich her schiebend, auf den schlafenden Bär zu. Ist er etwa noch zehn Schritte entfernt, so gibt er seinem Hunde ein Zeichen; dieser beißt sich sogleich in die Hinterfüße des Bären fest, der Jäger springt nun auf und rennt dem grimmigen Thiere die Lanze durch den Leib.

Die Bärenfänger würden diesem Thiere durch Laufen schlechterdings nicht entkommen können, weil er außerordentlich schnell ist. Es wäre also um sie geschehen, wenn sie unvermuthet einem Bären be-

gegneten, um desto mehr, da das Menschenfleisch seine Lieblingsspeise ist. Allein glücklicher Weise hindert ihn sein steifer Rückgrad kurz umzuwenden. Der Jäger läßt ihn also gerade auf sich zu kommen, und wenn das Thier nahe genug ist, so springt er seitwärts. Der Bär schießt vorbei, und in dem Augenblick hat er auch den Speer in der Seite. Dennoch werden bisweilen die Jäger eine Beute dieses Raubthiers. —

Vier lange traurige Jahre hatte die unglückliche Familie in dieser neuen Verbannung gelebt, und ob sie gleich ihren Zustand durch verdoppelten Fleiß leidlicher gemacht hatten, als er anfangs war, so fühlten sie doch eine immer mehr wachsende Sehnsucht nach ihrem ewig theuren Vaterlande. Tzernikow war ein Verwiesener, ein Gefangener: der köstlichen Freiheit beraubt, in den Augen der Welt ein Verbrecher, der frechen Willkühr seiner Aufseher Preis gegeben. In diesem kalten stürmischen Lande hatte er täglich mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren zu kämpfen, mußte der grausamen Natur jeden Gewinn durch die größten Anstrengungen abzwingen. Er fühlte auch, daß die Kräfte seines Körpers merklich da-

hinschwanden, daß seine Gattin nur mit Mühe die Sehnsucht nach ihrem Jugendlande unterdrückte, und daß seine Tochter trübe Gedanken in ihrer Seele verschließe.

"Ach nirgends,, — sagte er oft zu sich selbst — "nirgends scheint doch unsers Gottes Sonne so „schön und lieblich, als wo sie zuerst uns schien; „nirgends athmet man doch so froh und frei, als „in dem theuren Vaterlande. Gib mir nur dort, „o gütige Vorsehung, des Lebens dringendste Be„dürfnisse; erhalte mir und den Meinigen ein „unverdorbenes Herz und einen gesunden Körper; „aber verleih' mir auch das köstliche Gut der Frei„heit. Ach, ich fühle es wohl, der Sklave ver„liert alles in seinen Ketten, zuletzt wohl gar das „Verlangen, ihrer los zu werden. — Was wird „hier mein Loos seyn, wenn ich schwach und hin„fällig werde; wenn mich oder eine der Meini„gen eine Krankheit auf das Schmerzenlager wirft? „O es ist hart, sehr hart, in einem fernen Lande, „unbekannt und mitleidslos, ein mühseliges Leben „hinzuschleppen.,, — So sprach er oft in trüben Stunden, die auch der beste Mensch nicht immer von sich verscheuchen kann.

Nahyda, die jetzt zu einem schönen, jugendlichblühenden Mädchen herangewachsen war, hatte längst den Trübsinn des Vaters und den innern Kampf der Mutter bemerkt, und der Vorsatz, der schon lange in ihrer Seele gekeimt hatte, reifte jetzt zum festen Entschluß. — Auch in Sibiriens Wüste war der Ruhm von dem edlen, menschenfreundlichen Alexander gedrungen. Zu ihm wollte sie hineilen und zu seinen Füßen Erlösung für ihre arme Eltern erflehen. Sie theilte diesen Entschluß ihren Eltern mit, fand aber bei ihnen den hartnäckigsten Widerstand. Die Gefahren einer so weiten Reise, das Gewagte der Unternehmung, die Furcht, das theure Kleinod ihrer Liebe zu verlieren — das alles bewog sie, die Tochter recht dringend zu bitten, ihren Plan aufzugeben. Aber Nahyda hatte keine Ruhe, ihre Seele war beständig mit der Rettung der Eltern beschäftigt. Alle Heiterkeit ihres Geistes war dahin; es kam fast kein Schlaf in ihre Augen.

Da mit dem anbrechenden Sommer einige Verwiesene, deren Strafzeit verflossen war, nach Rußland zurückgebracht werden sollten, so wußte Nahyda ihre Eltern durch Bitten und Thränen

dahin zu bringen, daß sie in ihre Abreise willigten. Der Abschied kostete beiden Theilen viele Thränen; indeß Nahyda trennte sich mit jenem freudigen Enthusiasmus, den das Unternehmen einer guten und edlen That immer einflößt. In Jeniseisk wurde sie von ihrem ehemaligen Wirth und dessen Töchtern mit offenen Armen aufgenommen, und setzte, von ihnen mit Freigebigkeit beschenkt, nach einer dreitägigen Erholung, ihre Reise fort. In Tobolsk wollten ihre Reisegefährten vier Wochen lang bleiben, das war aber für die Erlösung ihrer armen Eltern ein zu langer Aufschub; sie machte sich ganz allein auf den Weg. Und nun ging das trefliche Mädchen Tag und Nacht, im Sturm und Regen, scheute keine Gefahren und Anstrengungen. Sie hatte ihre Füße durchgegangen; sie fühlte heftige Schmerzen in der Brust: aber das konnte ihre Reise nicht verzögern. Es galt die Rettung ihrer Eltern, und da kannte sie keinen Aufenthalt.

Sie kam endlich ganz erschöpft und entkräftet in Petersburg an, nachdem sie in acht Monaten einen Weg von tausend Meilen, zum Theil über Steppen und Gebirge, zurückgelegt

hatte. Der Wirth des Gasthofes, in welchem sie eingekehrt und dem sie die Absicht ihrer weiten Reise mitgetheilt hatte, gab ihr den Rath, sich zuerst an die Fürstin Trubatzkoi zu wenden, die eine Schwester des verstorbenen Feldmarschalls Rumanzof war, von dem Kaiser sehr geschätzt, und wegen ihrer Wohlthätigkeit und Menschenliebe allgemein geachtet wurde.

Gleich am folgenden Morgen begab sich Nahyda zur Fürstin, erzählte ihr mit der reizendsten Unschuld und Offenheit das Schicksal ihrer armen Eltern und den Zweck ihrer Reise, und bat zuletzt in dem rührendsten Ton: " O erbarmen Sie „sich unser, verstoßen Sie mich armes, hülfloses „Mädchen nicht! Ich stehe hier in dieser großen „Stadt einsam und verlassen da. Nehmen Sie „sich meiner an, gute Fürstin, stellen Sie dem Kai„ser unsere Unschuld und unser Elend vor. Er soll „so gut und menschenfreundlich seyn; o er wird „sich gewiß unser erbarmen. Gott im Himmel „weiß es, daß mein Vater unschuldig ist. Zehn „Jahre lang hat er geduldet, und noch weiß er „nicht, warum er eine so harte Strafe leiden „muß.„ —

Die Fürstin war tief gerührt und versprach die schnellste Hülfe. Sie behielt das Mädchen bei sich und begab sich zu dem Senator Kosodavlef, der ein Mitglied der Kommission war, welche der edle Alexander zur Revision der Kriminalprozesse niedergesetzt hatte. Er fand in der Registratur weiter nichts, als das Verdammungsurtheil der Kaiserin, und obige Stelle aus dem Briefe des Kaufmanns aus Cherson. Nahyda, die ihren Vater öfters von den unredlichen Absichten desselben hatte sprechen hören, lösete das Räthsel. — Die Kommission erstattete sogleich einen Bericht an den Kaiser, der, gerührt über die kindliche Liebe des Mädchens, den Befehl zur augenblicklichen Befreiung Tzernikows ausfertigte. Die Empfindungen, welche Nahyda's Brust bei dieser Nachricht bestürmten, brauche ich wohl meinen gefühlvollen Lesern und Leserinnen nicht zu beschreiben.

Alexander ließ das trefliche Mädchen zu sich kommen, empfing sie aufs Herablassenste, und unterhielt sich lange mit ihr. "Noch nie„ — sagte er zur Fürstin Trubatzkoi — "habe

„ich ein weibliches Wesen gesehen, aus dessen „Augen die reinste Unschuld, aus dessen Wor„ten die lauterste Wahrheit und Natürlichkeit so „schön und rührend gesprochen hätte, als aus „den Augen und Worten dieses Mädchens.„— Der ganze Hof wollte das reizende Mädchen aus Sibirien sehen, und Jedermann bewunderte in ihr die so seltene Vereinigung einer so großen Charakterstärke mit der auffallendsten Einfachheit der Sitten.

Vom Kaiser und von den Vornehmen des Hofes reichlich beschenkt, fuhr sie mit der Fürstin nach Hause. Am folgenden Morgen hielt ein Wagen des Kaisers vor der Thür, und Nahyda'n wurde ein Befehl an alle Postämter und Vorsteher der Städte, sie so schnell als möglich, auf Kosten des Kaisers, weiter zu befördern, überreicht. Ein Brief an den Gouverneur von Tobolsk enthielt den Befehl, den Vater Nahyda's sogleich in Freiheit zu setzen, ihm aus einer kaiserlichen Kassa viertausend Rubel auszuzahlen, und ihn auf eine bequeme Art nach Petersburg zu schicken. Nahyda weinte Thränen des Danks und der Rührung am

Halse der Fürstin, setzte sich dann mit einem Gefühl unaussprechlicher Seligkeit in den Wagen, und fuhr dahin, wo man sie mit ängstlicher Ungeduld — bald mit freudiger Hoffnung, bald mit banger Furcht — erwartete.

Nach einer glücklichen, ununterbrochenen Reise von dritthalb Monaten lag Nahyda wieder in den Armen ihrer geliebten Eltern. Es war eine Scene, bei deren Anblick die Engel im Himmel Thränen der Wonne weinen. Der kaiserliche Woywode von Mangasea nahm den Tzernikow mit seiner Familie sogleich in seine eigene Wohnung, bewirthete ihn auf eine höfliche und zuvorkommende Art, und traf die besten Anstalten zu einer bequemen und sichern Reise. Mit gerührtem Herzen verließen sie ihre kleine Hütte, die fünf Jahre lang Zeugin ihres stillen Duldens gewesen war. Bei Tobolsk besuchten sie auch den Ort ihrer frühern Verbannung; sie fanden noch alles unverändert, nur daß der jetzige Bewohner ihrer Hütte — ein angesehener Rußischer Staatsmann — die Anlagen noch erweitert hatte. Mit Thränen nahmen sie Abschied von der Wohnung; von

dem Garten, dem Felde und von der ganzen Gegend, in der sie bei manchen Leiden doch auch viele Freuden genossen hatten. Der Gouverneur von Tobolsk empfieng sie mit ausgezeichneter Achtung, behielt sie einige Tage lang bei sich, und sandte sie dann in einem bequemen Fuhrwerk nach Petersburg.

Als dem Kaiser Tzernikows Ankunft gemeldet wurde, ließ er ihn sogleich zu sich kommen, und sich die Geschichte seiner Verbannung umständlich erzählen. Der Kaiser hatte sich schon vorher in Nikitin und bei Tzernikows ehemaligen Vorgesetzten nach seinem Wandel und Charakter erkundigen lassen, und von allen Seiten lauter gute und rühmliche Zeugnisse erhalten. Er entließ den ehrlichen Mann mit den gnädigsten Ausdrücken, und machte ihn kurze Zeit darauf zum Ober-Zoll-Revisor der sämtlichen Dnieperzölle. Diesen Posten verwaltet Tzernikow noch jetzt, geachtet von seinen Obern, geliebt von seinen Untergebenen, und werthgeschätzt von allen seinen Freunden und Bekannten.

Der Kaufmann von Cherson war einige Jahre vor Tzernikows Befreiung gestorben, sonst würde er der gerechten Strafe für seine boshafte Verläumdung nicht entgangen seyn. Nahyda lebt jetzt als Lupanskys glückliche Gattin, der drei Jahre früher als Tzernikow nach Rußland zurückgekehrt war, und von seinem nicht unbedeutenden Vermögen zu Moskau eine Handlung angelegt hat, die jetzt im schönsten Flor steht.

Dreizehnter Abend.

Johann Baumerin und sein Sohn.

Nachdem sich heute die Hellwigschen Kinder unter einer schattigen Linde im Garten versammelt hatten, begann der Vater seine Erzählung mit folgenden Worten: " Ich habe euch, meine guten Kinder, an den vorigen Abenden mit einer Tochter bekannt gemacht, die jung und unerfahren, sich allen Anstrengungen und Gefahren einer höchstmühseligen Reise Preis gab, um ihre unglückliche Eltern aus einer grausamen Verbannung zu befreien. Wir alle wurden mit Achtung und Liebe für dieses Mädchen erfüllt. Heute sollt ihr einen Sohn kennen lernen, der eben so achtungswerth als Nahyda, alles an die Befreiung seines in Fesseln schmachtenden Vaters setzte, und den selbst der schnödeste Un=

dank des Vaters nicht von der Erfüllung seiner kindlichen Pflichten abbringen konnte. Gewiß werdet ihr in dieser Geschichte die Tugend des Sohnes eben so ausserordentlich finden, als das Laster des Vaters.

Im Jahre 1613 lebte ein Schneider in Paris, Namens Jean Baumerin, der sich wegen seines modernen Schnitts in Kleidern am Hofe sehr beliebt gemacht hatte, und deshalb sehr berühmt geworden war. Alles trug Kleider nach Jean Baumerin! Er war verheirathet und hatte einen zweijährigen Sohn, der Michael hieß. Nach einigen Jahren entdeckte man einen bedeutenden Diebstahl, der in dem Hause eines großen Herrn vorgefallen war. Bei der Untersuchung fand man, daß Jean Baumerin mit darin verwickelt war, und die gestohlenen Sachen verkauft hatte. Der Dieb wurde gehangen, und da man den Herrn Hofschneider von der Theilnahme an dieser That gerichtlich überzeugt hatte, so würde er ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn sein Urtheil nicht durch die Fürsprache sehr angesehener Freunde und

Beschützer in eine ewige Galeerenstrafe verändert worden wäre.

Gerade zu der Zeit traf es sich, daß Heinrich der Zweite die Margaretha von Frankreich mit dem Herzog von Savoyen vermählte, und diesem unter andern Geschenken auch eine völlig ausgerüstete Galeere gab. Auf diese wurde nun auch Jean Baumerin mit andern Missethätern gebracht und angeschmiedet. Man brachte die Galeere von Marseille nach Nizza, wo sie einige Zeit blieb, bis ein gewisser Kapitain der spanischen Marine sie kaufte, und mit ihr nach Neapel ging.

Man kann sich das Elend einer Frau vorstellen, die mit ihrem zweijährigen Kinde dem traurigsten Schicksale überlassen wurde. Doch wandte sie alle Sorgfalt auf die Erziehung ihres lieben Michael. Dieser wuchs mit der Zeit heran, und es konnte nicht fehlen, daß er nicht öfters wegen seines Vaters Fragen an seine Mutter that, die sie ihm dann, um dessen Schande zu verbergen, damit beantwortete, daß er tod sey. Mittlerweile widmete sich dieser junge

Mensch der Musik, wozu er eine natürliche Neigung und vortrefliche Anlagen hatte. Besonders zeichnete er sich durch seine reine, wohlklingende Stimme aus, so daß man ihn in der Eigenschaft eines Sängers in ein vornehmes Haus nahm.

Als er sein zwei und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, faßte er den Entschluß, zu seiner weitern Ausbildung auf Reisen zu gehen, und da sich eben ein Prälat nach Rom begeben wollte, so ging er mit dessen Gefolge nach Italien. Er nahm Abschied von seiner Mutter, die, da sie lange nichts mehr von ihrem Manne gehört hatte, ihn wirklich für todt hielt, und sich wieder mit einem Schreiber verheirathete. Mit thränendem Auge entließ die Mutter ihren geliebten Sohn, und bat ihn recht dringend, bald wieder zurück zu kehren.

Michael Baumerin kam nach Rom, wo er bald bei einem Kardinal in Diensten trat, der ihn wegen seiner vorzüglichen Stimme sehr schätzte. Er blieb aber dem ungeachtet auch hier nicht lange, sondern seine Begierde zu reisen,

trieb ihn nach Neapel. Dort besahe er die Merkwürdigkeiten der Stadt, und ging auch unter anderm nach dem Hafen. Hier sahe er mehrere Galeerensklaven, die, belastet mit ihren Ketten, unter der Aufsicht von Soldaten am Ufer hin und her gingen. Er wollte sehen, ob er nicht einen Franzosen unter ihnen anträfe, und redete deshalb einen Greis an, der zwar ebenfalls die Kennzeichen seines Verbrechens trug, jedoch mehr Freiheit als die übrigen genoß. Er fragte diesen: "Ob sich nicht unter seinen Unglücksgenossen einige Franzosen von Geburt befänden?"

"Ich bin selbst ein gebohrner Franzose" — gab ihm der Greis zur Antwort — "aber es ist schon lange, daß ich aus meinem Vaterlande vertrieben worden bin."

"Und wie lange denn?" — fragte Michael Baumerin.

"Länger als zwanzig Jahre" — antwortete der Unglückliche, und indem er das sagte, sahe er den jungen Menschen mit unverwandten

Augen an, und hohlte tiefe Seufzer aus seiner Brust.

"Was seufzt ihr denn, guter Alter?„ — fragte unser Virtuose weiter.

"Ach Gott! ich habe dazu Ursache genug, wenn ich meinen gegenwärtigen Zustand mit dem vergangenen vergleiche; aber vorzüglich schmerzt mich das Andenken eines Sohnes, den ich in seinem zweiten Jahre zu Paris zurückließ, und dessen Andenken Sie mir jetzt eben recht lebhaft ins Gedächtniß zurückrufen. Es ist, als wenn ich ihn sehe, ob er gleich damals noch so jung war, da mich ein böses Schicksal von meiner Familie trennte.„

"Wie hieß denn euer Sohn?„

"Er hieß Michael Baumerin!„ — und darauf erzählte der Greis seinen ganzen Lebenslauf, nannte seine Frau, bezeichnete den Ort, wo er gewohnt hatte, und so viel andere Umstände, daß der Jüngling in das größte Erstaunen gerieth. Dennoch hielt er zurück, und versprach im Weggehen, den künftigen Abend in

der Ruhestunde wieder zu kommen, und zur Erleichterung seiner Lage alles mögliche zu versuchen.

Dieser Vorfall setzte den jungen Baumerin in eine ausserordentliche Bewegung, und im tiefen Nachdenken verlohren, kehrte er nach dem Gasthofe zurück. Theils dachte er an die Versicherung seiner Mutter, daß sein Vater gestorben sey, und dann fand er wieder auf der andern Seite bei der Erzählung des Greises so viel Wahrscheinlichkeit, daß er sich zuletzt selbst überzeugte, seine Mutter habe bloß den Tod des Vaters erdichtet, um ihm dessen Schande zu verbergen. Und schon die Möglichkeit, daß der Unglückliche sein Vater seyn könnte, war ihm dringende Aufforderung genug, zu seiner Befreiung alles zu wagen.

Unruhig und mit beklommenem Herzen ging er den ganzen folgenden Tag umher, und konnte den Abend kaum erwarten. Schon lange vor der Feierstunde war er am Ufer, und ging mit ungeduldigem Verlangen dem Greise entgegen, der ihn mit Thränen in seine Arme schloß. "Je

mehr ich Sie ansehe„ — sagte dieser — "je mehr erinnere ich mich der Gesichtszüge meines Sohnes.„ Da konnte sich der brave Jüngling nicht länger halten; die Natur forderte ihre Rechte und er lief in die offenen Arme seines Vaters: "Ja, ich bin Michael Baumerin, Euer Sohn„ — rief er im höchsten Entzücken aus; — "ich danke Gott, daß ich den wieder gefunden habe, den ich nicht mehr am Leben glaubte.„

Sobald der erste Rausch der Freude vorüber war, machte der edelmüthige Sohn Anstalt zur Befreiung seines alten Vaters. Er eilte zum Schiffskapitain, und suchte ihn durch die rührendsten Vorstellungen und durch Darbietung alles Geldes, das er hatte, zur Befreiung des Greises zu bewegen; aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos. "Ich will den Greis in Freiheit setzen„ — war die letzte entscheidende Antwort des Hartherzigen — „wenn Ihr dagegen in seine Stelle tretet.„ — Das war alles, was er erlangen konnte. Auch um diesen Preiß würde der trefliche Sohn die Befreiung seines Vaters bewirkt haben; aber wer sollte

denn den alten schwachen Mann ernähren? wer ihm die letzten Tage seines kümmerlichen Lebens versüßen?

Betrübt verließ Michael diesen Unmenschen, und voll von seinem Vorsatz, reisete er eilfertig nach Turin. Hier traf er den Herzog von Savoyen, begleitet von seiner Gemahlin, am Eingange der Kapelle, um die Messe zu hören, fiel ihnen zu Füßen und bat in den rührendsten Vorstellungen um die Befreiung seines unglücklichen Vaters. "Die Erfüllung Eurer Bitte steht nicht mehr in meiner Gewalt„ — antwortete ihm der Herzog — "weil ich dem Kapitain die Galeere verkauft habe; ich will Euch aber sogleich ein Empfehlungsschreiben an denselben ausfertigen und ihn um die Befreiung des alten Mannes bitten lassen.„ Der vortrefliche Fürst erfüllte nicht nur sein edelmüthiges Versprechen, sondern gab auch dem jungen Künstler ein Geschenk von funfzig Thalern, wozu noch die Herzogin eine gleiche Summe legte.

Sogleich trat er seine Rückreise an, und ging über Rom, wo ihn auch seine ehemaligen

Gönner reichlich unterstützten. Sobald er zu Neapel angekommen war, überreichte er dem Kapitain das Schreiben des Herzogs, der nach Durchlesung desselben ein ganz anderes Verhalten annahm, und den Greis für ein Lösegeld von funfzig Thalern frei gab. — Wer beschreibt nun die Freude des Sohnes, seinen alten ehrwürdigen Vater von der zwanzigjährigen Last der Ketten befreien, und ihm das herrlichste Gut des Menschen, die Freiheit, wieder geben zu können. Er nahm ihn mit sich in einen bequemen Gasthof, ließ ihm neue Kleider anmessen, und suchte seine Kräfte durch die sorgfältigste Pflege wieder her zu stellen. Da der Greis aber zu viel Wein genommen hatte, gerieth er in eine solche Heftigkeit, daß er alles im Gasthofe prügeln wollte, und der Sohn genug zu thun hatte, den Wirth und seinen Vater zu beruhigen.

Sie setzten ihre Reise nach Rom fort, wo der Sohn durch öffentlichen Gesang für ihren gemeinschaftlichen Unterhalt sorgen wollte; kaum aber hatten sie zwei Tagereisen gemacht, so stand

der Vater des Nachts auf, durchsuchte die Taschen seines menschenfreundlichen Sohns und bestahl ihn. Es war natürlich, daß der Sohn, sobald er es bemerkte, niemand anders, als seinen Vater im Verdacht haben konnte. Er nahm sich daher besser in Acht, und ließ nur hie und da etwas Geld in seinen Taschen, um seiner Sache gewisser zu werden. Ach, leider! überzeugte ihn alles, daß niemand anders der Dieb sey, als sein eigener Vater. Doch, dies war nicht die einzige Kränkung des guten Sohnes. So oft der Weg beschwerlich wurde, fluchte der Greis und verwünschte seinen Sohn, daß er ihn nur darum von den Galeeren genommen habe, um ihn eine so beschwerliche Reise machen zu lassen.

Der brave Michael wandte alles an, um den mürrischen Alten durch die Vorstellung zu beruhigen, daß sie ja nun bald an dem erwünschten Ziel ihrer Reise seyn würden. Nach manchen verdrüßlichen Auftritten langten sie endlich zu Paris an, und Michael bedeutete seinen Vater, so lange an einem gewissen Ort zu verweilen, bis er die Mutter zu seinem Empfange würde

vorbereitet haben. Noch hatte der Vater nicht daran gedacht, sich um sie zu bekümmern. Er fragte also: "ob sie doch noch am Leben wäre?„ — "Ja, antwortete ihm der Sohn, sie war gesund, als ich sie verließ; aber sie hatte sich wieder verheirathet, weil sie Sie für todt hielt.„ — Todt? fragte der Alte; und dabei fing er an entsetzlich zu fluchen und zu schimpfen, und schwur, seine Frau umzubringen.

Indeß verließ ihn der Sohn, und sobald ihn die Mutter ansichtig wurde, eilte sie ihm mit offenen Armen und mit Freudenthränen entgegen. Hier entdeckte er nun der bestürzten Mutter die Errettung seines Vaters — da aber trat dieser schon in die Stube herein, und fiel mit Wuth über seine Frau her. Bei dem Geschrei eilte ihr zweiter Mann zu Hülfe, und da der Sohn unvermögend war, sie aus einander zu bringen, schrie er um Hülfe. Man eilte herbei, und vermittelte den Frieden. Der Sohn aber wurde vor das Parlament gerufen, und die ganze Sache dahin entschieden, daß die erste Ehe der Frau vorgehen müßte, und der

zweite Ehemann sich anderwärtig verheirathen könne.

Sobald sie nun wieder vereinigt waren, bezogen Vater, Mutter und Sohn eine gemeinschaftliche Wohnung. Da aber der Alte seine Geschicklichkeit größtentheils in seiner langen Gefangenschaft verloren hatte, sein Gesicht geschwächt und seine Hände gehäutet waren, so konnte er sich gar nichts verdienen, und der Sohn mußte allein durch angestrengten Fleiß seine betagten Eltern unterhalten. Das that er auch mit grossem Vergnügen, ob es ihm gleich von dem zänkischen und ungenügsamen Alten mit dem schnödesten Undank gelohnt wurde. Bald war ihm die Wohnung nicht bequem und das Essen nicht delikat genug; und dann erhielt er wieder nicht so viel Wein, als er verlangte und brauchte, um sich mit einigen alten Zechbrüdern darin zu berauschen.

Kaum war ein Jahr verflossen, so merkte man auch deutlich, daß er nichts vornehmen konnte, ohne zu stehlen. Der Sohn aber wußte die Sache immer wieder beizulegen, und

durch Wiedererstattung und Entschuldigung mit der Trunkenheit seines Vaters, gerichtliche Klagen zu verhüten. Bei folgender Gelegenheit aber war es nicht möglich, den offenbaren Diebstahl zu unterdrücken. Die Familie wurde nämlich einst zu einer Hochzeit eingeladen. Es herrschte damals in Paris die Gewohnheit, daß die Hochzeitgäste einige Zimmer in einem Gasthause mietheten, um das Fest der Neuverehlichten auf ihre Kosten zu feiern. Um den Wirth nach Maaßgabe der Aufwartung zu entschädigen, ging am Ende der Mahlzeit ein Teller herum, worauf jeder Theilnehmende ein verschlossenes Geschenk legte.

Hier nun war es, wo Jean Baumerin ein solches Geschenk entwendete. Der Wirth, der seine Stücke nach der Anzahl der Gäste übersah, entdeckte den Diebstahl, und zeigte ihn auch sogleich der Gesellschaft an. Der Argwohn mancher unter denselben ließ unbedenklich den berüchtigten Baumerin verrathen. Man untersuchte seine Taschen, und fand das entwendete Geschenk bei ihm. Die Sache wurde klag-

bar, so emsig auch der unglückliche Sohn dies zu verhüten suchte. Auch die übrigen Diebereien des Alten kamen zur Sprache, und mit Rücksicht auf sein früheres Verbrechen, wurde das Urtheil gefällt, daß Jean Baumerin gehangen werden sollte. Der arme Michael war außer sich, als er dies erfuhr, und sparte keine Bitten und Geschenke, um den harten Urtheilsspruch zu mildern. Aber er vermochte den Buchstaben des strengen Gesetzes nicht zu ändern, und der alte Dieb ward wirklich auf dem Platz Maubert gehangen.

Man sieht daraus, wie wenig Strafen Besserungsmittel der Verbrecher sind, daß sie einen Lasterhaften nicht zu bessern Gesinnungen zurückführen; ja, daß die Bestraften oft weit verdorbener aus den Zuchthäusern zurückkommen, als sie hineingekommen sind. Der alte Baumerin gestand seinem geistlichen Beistand und vor Gerichte: "Ich betrat die Galeere als ein Verirrter, und verließ sie als ein ganz verdorbener Mensch. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Ehrge-

fühl krümmte sich unter der Schande. Auf der Galeere wurde ich mit dreißig Sklaven zusammen geschmiedet; einige unter ihnen waren Mörder, die meisten lüderliches, bösartiges Gesindel. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir die abscheulichsten Lieder vor, die ich nicht ohne Eckel und Entsetzen mit anhören konnte. Aber, was ich ausüben sah, empörte mein Gefühl noch weit mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, mit den entehrendsten Lastern gepralt oder irgend ein böser Anschlag geschmiedet ward. Dadurch, daß ich dies täglich und stündlich sah und hörte, ward mein besseres Gefühl abgestumpft, und zuletzt gänzlich ertödtet.„

“Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper schwächlich, ich brauchte Hülfe; sie fand sich nicht anders, als wenn ich sie mit dem letzten Ueberreste meines Gewissens erkaufte. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und in den letzten Jahren hatte ich meine Lehrmeister

meister weit übertroffen. Ich fühlte einen unausstehlichen Haß gegen alle Menschen; denn ich empfand, daß sie alle weit besser und glücklicher waren als ich. Wie konnte ich da die edle That meines Sohns fühlen, und einen würdigen Gebrauch von meiner wiedererlangten Freiheit machen? Wohl gab es Augenblicke, wo ich meinen traurigen Zustand fühlte; aber ich hatte weder Lust noch Kraft, mich zu bessern.„

Vierzehnter Abend.

Konrad und Konradin von Schwaben.

Von jeher, meine guten Kinder, war unser geliebtes Vaterland der Schauplatz von unruhigen und kriegerischen Auftritten. Die Oberhäupter desselben waren nicht nur beständig in auswärtige Kriege verwickelt, sondern sie hatten auch sehr oft mit den Ständen des Reichs zu kämpfen. Deutsche erhoben, voll feindseliger Erbitterung, gegen Deutsche die Waffen, und es ist wohl kaum ein Stück Erdreich in Deutschland, das nicht mit deutschem Blute getränkt worden sey. Durch langwierige innere Kriege wurde unser unglückliches Vaterland zerrüttet; durch gehäufte Drangsale der anstrebende Geist gewaltsam gehemmt.

Fast in jedem Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung finden wir Belege zu dieser trauri-

gen Wahrheit; sie finden sich besonders häufig in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als das edle Kaiserhaus der Hohenstaufen gestürzt und mit dem unglücklichen Konradin von Schwaben gänzlich vertilgt wurde. Der deutsche Kaiser, Friedrich der Zweite, der im Jahre 1250, nach einer unruhigen, mühseligen Regierung, starb, hinterließ Deutschland in der größten Zerrüttung, seine Erbländer in Schwaben in Armuth und Elend, und Italien — worin er die Königreiche Neapel und Sicilien besessen hatte — unter sich selbst entzweit, und mit wechselseitiger Erbitterung, mit Haß und Rachbegierde angesteckt.

Ein großer Theil der Schuld von diesem jammervollen Zustande kommt auf Rechnung der Päpste, die aus einem unseligen Streben nach der Herrschaft der Welt die Fackel der Zwietracht und der Empörung unter die Völker schleuderten, die Unterthanen gegen ihre Regenten aufwiegelten, den Sohn mit Haß gegen den Vater erfüllten, alles, was dem Menschen heilig und ehrwürdig ist, mit Füßen traten, und nicht bloß

mit der Glückseligkeit einzelner Menschen, sondern ganzer Nationen ihr muthwilliges Spiel trieben. Man kann die Geschichte der päpstlichen Hierarchie nur mit zerrissenem Herzen und nicht ohne die höchste Erbitterung lesen.

Niemand äußerte auch seine Freude über den Tod Friedrichs des Zweiten so laut und öffentlich, als der Papst Innocenz der Vierte. "Himmel und Erde sollen sich erfreuen„— schrieb er an die Sicilianer — "daß „sich nun das heftige Gewitter, das euch bisher „so vielen Schaden zugefügt, in einen sanften „Wind aufgelöset hat; denn jetzt ist der aus „dem Wege geräumt, der euer und der Kirche „Feind war.„ Ueberhaupt unterließ der schlaue Priester kein Mittel, um Neapel und Sicilien als verwirkte Lehen an den päpstlichen Stuhl zu bringen. In Neapel war Manfred, ein unehliger Sohn des verstorbenen Kaisers, und in Sicilien ein jüngerer Sohn desselben, Namens Heinrich, den er immer am meisten geliebt hatte, als Statthalter zurückgeblieben. Der Papst bedrohte die Deutschen mit der Exkummunica-

tion, wenn sie diesen beiden, oder irgend Jemand anderem, zur Eroberung Siciliens behülflich seyn würden.

Schon drei Jahre vor dem Tode Friedrichs, den die Päpste dreimal in den Bann gethan, hatte Innocenz den Prinz Wilhelm von Holland zum König von Deutschland erklärt, und selbst die schändlichsten Mittel nicht verschmäht, ihm Macht und Ansehen zu verschaffen. Jetzt setzte er nun alles in Thätigkeit, der Parthei Wilhelms das Uebergewicht zu verschaffen und das Hohenstaufische Haus ganz zu vernichten. Friedrichs des Zweiten Sohn, Konrad der Vierte, war von seinen Anhängern zum König von Deutschland erwählt worden, und dies war für den herrschsüchtigen Innocenz Grund genug, ihn mit allen, die ihm zugethan waren, in den Bann zu thun. Er sollte nicht bloß unfähig werden, deutscher König und Kaiser zu seyn, sondern auch sein Stammherzogthum Schwaben und alle Länder in Italien verlieren. Er versprach denen, die seine Parthie verlassen würden, völlige Vergebung und Frei-

sprechung von allen ihren Sünden; über alle diejenigen aber, die ihm ferner treu bleiben würden, sprach er einen schrecklichen Fluch aus, und bedrohte sie mit allen zeitigen und ewigen Strafen.

Dem Kaiser Konrad aber war es mehr darum zu thun, seine reiche Sicilianische Erbschaft in Sicherheit zu bringen, als in Deutschland um den gefährlichen und damals wenig bedeutenden Titel eines Königs sich herumzuschlagen. Er verließ deshalb Deutschland, das damals ein Tummelplatz gehäßiger Leidenschaften war, und begab sich nach Italien, wo er nichts als Kampf und Krieg vorfand. Mehrere Große der beiden Königreiche, und manche angesehene Städte, worunter sich auch Neapel selbst befand, hatten der Einladung des Römischen Bischofs Gehör gegeben und die Oberherrschaft des Papstes anerkannt, ohne daß Manfred im Stande gewesen wäre, es zu hindern. Indeß änderten sie bald nach Konrads Ankunft die Sprache und huldigten ungesäumt seinen Befehlen. Nur die Stadt Neapel weigerte sich, dem Kaiser die Thore zu öffnen und ließ die Sache aufs äußerste kommen.

Nach einer langen Belagerung sahe sich endlich auch diese Stadt genöthigt, dem Kaiser den Huldigungseid zu leisten. Seine Soldaten sollen sehr übel in dem reichen Neapel gehauset, und sich dadurch bei den Einwohnern sehr verhaßt gemacht haben. Auch Konrad ließ der Stadt seinen Unwillen fühlen, den größten Theil der Mauern niederreißen, und ihrem Sinnbilde, einem auf offenem Markte aufgestellten Pferde, Zaum und Gebiß anlegen.

Innocenz sahe nun wohl ein, daß ihm die Erlangung der beiden schönen Königreiche Neapel und Sicilien nicht so leicht werden würde; er suchte also fürs erste dem Kaiser Konrad einen mächtigen Gegner entgegen zu stellen. Deshalb trug er dem Grafen Richard von Cornwallis, dem Bruder Königs Heinrichs des Dritten von England, die Krone beider Sicilien an, gegen die Erstattung der darauf verwandten Kosten, die ihm zu 150,540 Marken Silbers berechnet wurden. Richard verlangte zur Sicherheit die Auslieferung aller der Städte, die sich bereits unter die päpstliche Both-

mäßigkeitbegeben hatten, und zwanzig der angesehensten Neapolitaner als Geißeln. Dazu wollte sich Innocenz nicht bequemen, und wandte sich deshalb an den König von England selbst, und bot ihm für seinen zweiten Sohn, Edmund von Lancaster, die Sicilianische Krone an. Als er auch hier eine abschlägige Antwort erhielt, so nahm der listige Innocenz seine Zuflucht zu Frankreich, und suchte sein zweideutiges Gescherk beim Grafen von der Provence, Karl von Anjou, dem Bruder Ludwigs des Heiligen, Königs von Frankreich, anzubringen.

Konrad ließ seinen jüngern Bruder, den Prinz Heinrich, zu sich herüber nach Melfi kommen. Dieser starb einige Tage nach seiner Ankunft, und der Pabst beschuldigte den Kaiser öffentlich des Brudermordes. Konrad läugnete die That; man will ihn aber nach dieser Zeit nie wieder heiter gesehen haben. Konrad selbst aber ward nach einigen Monaten krank, und starb am ein und zwanzigsten Mai 1254, höchst wahrscheinlich am Gifte, das ihm Manfred hatte beibringen lassen. Noch kurz vor seinem Tode

brach der unglückliche Konrad in folgende Worte aus: "O wehe mir Armseligen! Ward ich „nur deshalb gebohren, um so viel Ungemach „zu leiden? Die Kirche hat weder mir noch „meinem Vater ein Mutterherz gezeigt, und mich „stiefmütterlich von sich gestoßen; das Reich, „das von Christi Geburt an so herrlich geblühet, „wird bald verwelken. Es nahet sich mit unaufhaltsamen Schritten seinem Untergange.„ — Konrad hinterließ in Deutschland einen einzigen Sohn, den halbjährigen Konradin. Wilhelm von Holland starb zwei Jahre darauf. Er wagte mitten im Winter einen Einfall in Westfriesland, und als er bei Medenblick über das gefrorne Wasser setzen wollte, brach das Eis unter ihm, so daß er im Moraste stecken blieb. Hier ward er von einigen Friesen, die herbeieilten, und ihn nicht kannten, erschlagen, ehe ihm seine Leute zu Hülfe kommen konnten.

Die bisherigen Vorgänge zwischen den Kaisern und Päpsten hatten abschreckende Eindrücke auf die Gemüther der Fürsten und der übrigen Großen in Deutschland gemacht. Ein Kaiser mußte

sich entweder ganz nach der Willkühr des Pabstes richten und den Rechten des Reichs und seinen Pflichten zuwider handeln; dann war er im Angesicht der ganzen Nation erniedrigt, mit Schimpf und Schmach belastet, und seiner hohen Würde unwürdig; oder er mußte mit männlichem Muth und mit eherner Stirn dem Ungethüm entgegentreten, und jeden Angriff auf seine Ehre und die Würde seiner Nation mit gewaffneter Hand zurückschlagen: dann war er allenthalben von Mord und Verrath umlauert, hatte tausend öffentliche und heimliche Feinde zu bekämpfen, und gab sich und seine Familie einer Menge von Uebeln und Verfolgungen Preis. Die Geschichte des Hohenstauffischen Hauses war ein sprechendes Beispiel davon.

Dies waren auch wohl die Beweggründe, welche alle einheimische Fürsten abhielten, sich um die erledigte Kaiserwürde zu bewerben. Manche mögen auch wohl davon zurückgehalten worden seyn, um nicht dem kleinen Konradin, dem einzigen noch übrigen Zweige des Hohenstauffischen Hauses, sein etwaniges Recht zu entziehen, ob-

schon der Papst Alexander der Vierte, der Nachfolger Innocenz des Dritten, alle diejenigen mit dem Banne bedrohte, die sich unterstehen würden, ihn zu wählen. Es kam also wirklich dahin, daß man die deutsche Kaiserwürde an Ausländer recht eigentlich verhandelte. Der vorerwähnte Graf Richard von Cornwallis nämlich, mit dem man in Unterhandlungen getreten war, erbot sich, dem Erzbischof Konrad von Kölln 12000 Mark, dem Erzbischof Gerhard von Mainz 8000 Pfund Sterlinge, dem Pfalzgrafen Ludwig von Rhein und dem Herzog von Baiern zusammen 18000 Pfund Sterlinge, und jedem von den übrigen Reichsfürsten 8000 Mark zu geben.

Der Churfürst von Trier war mit dieser Wahl nicht zufrieden, weil Richard ihm die verlangten 12000 Mark nicht bewilligen wollte; er erklärte vielmehr in seinem und der mit ihm vereinigten Churfürsten Namen den König Alphonsus von Kastilien, den man wegen seiner astronomischen Gelehrsamkeit den Namen des Weisen gegeben hatte, zum König und künftigen Kai-

ser von Deutschland. Einem jeden von den Churfürsten, der auf seine Seite treten würde, versprach er im Namen des Alphonsus zwanzigtausend Mark. Demungeachtet kam Richard herüber nach Deutschland, und verschafte sich durch die großen Reichthümer, die er mitbrachte, eine freundliche Aufnahme. Jedermann bestrebte sich, ihm Ehre zu bezeugen. Die Stadt Achen öffnete ihm sogleich ihre Thore. Dreißig Herzoge und Grafen, zwei Erzbischöfe, zehn Bischöfe und dreitausend Ritter fanden sich bei seiner Krönung ein, und sagten ihm insgesamt ihre treuen Dienste zu. Dadurch wuchs dem König Richard, der Deutschland nicht kannte, der Muth so sehr, daß er nach England schrieb, er hoffe durch den Beistand seiner Getreuen eine solche Macht zu bekommen, daß er sich vor keinem lebenden Menschen zu fürchten habe.

Richard ging nach seiner Krönung den Rhein herauf, zog mehrere Städte, die ihn nicht hatten als Kaiser anerkennen wollen, an sich, ertheilte allenthalben Geschenke, Freiheiten und Privilegien, ließ sich in Unterhandlungen mit meh-

rern Italienischen Städten ein, um sich den Weg zu seiner künftigen Krönung zu bahnen, und ging dann wieder nach England zurück, wo während der Zeit verschiedene Unruhen ausgebrochen waren. Er kam nachher wieder einigemal nach Deutschland herüber, verlohr aber durch seine öftere Abwesenheit sehr an Macht und Ansehen. Die Baronen in England hatten sich gegen ihren König Heinrich aufgelehnt, und zogen unter der Anführung des Simon von Leicester wirklich gegen ihn zu Felde. Richard, der seinem Bruder zur Hülfe geeilt war, hatte das Unglück, in dem Treffen zu Lewes in Gefangenschaft zu gerathen, und ein ganzes Jahr lang darin zu bleiben.

Diesen Umstand benutzte der König Alphonsus, um seine alten Rechte auf Deutschland wieder geltend zu machen, und seinen Nebenbuhler gänzlich zu verdrängen. Er ersuchte deshalb den Papst Urban den Vierten, ihn zu krönen, und zum Besitz des deutschen Kaiserthums zu verhelfen. Da beide Könige Deutschlands aber auf eine rechtmäßige Art erwählt worden waren, so wollte der Papst hierin keinen Machtspruch thun, son-

dern ladete beide Partheien vor seinen Richterstuhl nach Rom, um da ihre Streitsache zu entscheiden. Während dieser Zeit fielen einige Reichsfürsten darauf, sich ein anderes Reichsoberhaupt zu wählen. Der junge Konradin, der unterdeß zum Jünglinge herangewachsen war, schien ihnen der würdigste Gegenstand zu seyn, auf den sie ihre Wahl lenken könnten. Kaum aber erfuhr der Papst etwas davon, so drohete er mit den fürchterlichsten Flüchen. Da nun der Anhang des edlen Jünglings klein und seine eigene Kräfte gering waren: so sahe man sich bald genöthigt, diesen Plan wieder aufzugeben.

Die Umstände, in denen sich dieser unglückliche Sprößling des Hohenstaufischen Hauses in Deutschland befand, waren in der That höchst traurig und niederschlagend. Der größte Theil seiner alten Erb- und Familiengüter war durch Schenkungen, Heirathen und Vermächtnisse an andere Häuser gekommen; seine Vormünder hatten mit dem kleinen Ueberreste seines väterlichen Erbtheils sehr übel gewirthschaftet, und die Schwaben wollten von keinem Herzoge mehr wissen, weil sie

durch Päpste und Kaiser von demselben befreit worden wären. Einige wenige Städte und Oerter machten den ganzen Reichthum des jungen Konradins aus. Er lebte in so dürftigen Umständen, daß er auch das Geld zu seiner Hochzeit entlehnen und dafür einen Theil seiner Güter verpfänden mußte. Konradin selbst hat mehreremale geäußert: "Arm und unbekannt schlummerte ich „als eine verlassene und verstoßene Waise im „Schooße der Vergessenheit, und fand nirgends „Rath und Hülfe. Mein Leben wurde vom un„erträglichsten Druck begleitet, und ich war oft „der Verzweiflung nahe." —

In dieser unglücklichen Lage gedachte er der Kaiser und Könige, von denen er abstammte, der Sicilianischen Schätze, die ihm nach göttlichen und menschlichen Rechten gebührten, der beiden herrlichen Königreiche, von denen eine einzige Stadt mehr werth war, als sein ganzes Gut und Habe in Deutschland. Eine Menge edler Sicilianer luden ihn ein, seine Rechte auf die beiden Königreiche geltend zu machen; die ganze kaiserliche Parthei in Italien, die immer noch mächtig

genug war, versprach ihm den kräftigsten Beistand; viele junge Deutsche, die zu Hause nichts zu verlieren hatten, und bei dieser Gelegenheit ihr Glück zu machen hofften, feuerten den kühnen Jüngling noch mehr zu dieser Unternehmung an; sein eigenes Ehrgefühl zeigte ihm auch auf diesem Wege das einzige Mittel, zur Macht und Würde zu gelangen, und sich seiner erlauchten Vorfahren würdig zu machen. Und so faßte er denn den Entschluß, mit einer kleinen Heeresmacht nach Italien zu gehen und dort sein Glück zu versuchen.

Doch ehe wir ihn dorthin begleiten, müssen wir uns mit der damals herrschenden Lage der Dinge näher bekannt machen. Dies wollen wir am morgenden Abend thun, wo ihr auch die letzten Schicksale des jungen Helden erfahren sollt.

Funf-

Funfzehnter Abend.

Beschluß der vorigen Geschichte.

Der König Konrad hatte die Verwaltung der beiden Sicilien, während der Minderjährigkeit seines Prinzen, dem Markgrafen Berthold von Hochberg übertragen. Allein Innocenz, welcher nach dem Tode des Königs diese schönen Länder wieder in seine Hände zu bekommen hoffte, wußte den Markgrafen durch Drohungen dahin zu bringen, daß er seine Verwaltung niederlegte. Die königlich gesinnten Großen ersuchten hierauf den Manfred, dieselbe zu übernehmen. Dieser folgte ihrer Einladung um so williger, da er im Testamente seines Vaters, in dem Fall, daß Konradin ohne männliche Nachkommen sterben sollte, zum König beider Sicilien ernannt worden war. Als sich aber Innocenz in eigener Person nach

Neapel aufmachte, begab sich Manfred nach Nocera zu den daselbst wohnenden Sarazenen, die ihm allen Beistand versprachen.

Durch diese unterstützt, schlug er die päpstlichen Truppen, nahm die Festung Foggia ein, und zwang den neugewählten Papst, Alexander den Vierten, den Rückweg nach dem Kirchenstaate anzutreten. Da er nun keinen weiteren Widerstand mehr fand, so gab er sich alle Mühe, die Gemüther der Sicilianer zu gewinnen, und sich in dem ungestörten Besitz dieser Länder festzusetzen. Dem Volke machte er weiß, der junge Konrad lebe nicht mehr, und als dessen Mutter und Vormünder Gesandte nach Neapel schickten, die das Gegentheil betheuern mußten, gab er folgende Antwort: "Der junge „Konrad hatte das Reich bereits verlohren, „und ich habe es erst zweien Päpsten mit den „Waffen in der Hand wieder entreißen müssen. „Mir also, und nicht meinem jüngern Bruder, „gehört das Königreich; doch will ich mich da„mit begnügen, es nur auf meine Lebenszeit zu „besitzen; nach meinem Tode soll es Konradin

„für sich und seine männliche Nachkommen er„halten. Deshalb wird die Mutter sehr wohl „thun, wenn sie ihn früh nach Sicilien her„über schickt, damit er die hiesige Sprache, Sit„ten und Gebräuche lerne. Ich will ihn wie „meinen eigenen Sohn halten.„ —

Nun suchte der Römische Hof, seiner alten schändlichen Politik getreu, das Hohenstauffische Haus durch eine fremde Macht zu stürzen. Der Papst Clemens der Vierte, ein gebohrner Franzose, wußte den Grafen Karl von Anjou zur Unternehmung dieses weit aussehenden Vorhabens, zu dem er schon einmal von Innocenz dem Vierten war aufgefordert worden, zu bewegen. Eine Menge Franzosen folgten dem Grafen, theils aus Begierde zur Beute, theils durch die vom Papst versprochenen Ablässe angelockt. Manfred ging diesem Heereszuge mit einer stattlichen Macht entgegen, und auf die Treue seiner neuen, durch eigene Treulosigkeit sich erworbenen Unterthanen fest vertrauend, lieferte er seinem Gegner, im Jahre 1266, eine entscheidende Schlacht. Viele der Seinigen aber

wurden treulos an ihm, und gingen entweder zum Feinde über, oder ergriffen zu früh die Flucht. Durch die Größe der Gefahr, im Augenblick der Entscheidung zur höhern Tapferkeit angefeuert, stürzte er sich mit einer kleinen Zahl seiner Getreuen in den dichtesten Haufen. Hier fand er seinen Tod unter den Schwertern der Feinde.

Karl von Anjou rückte siegreich vor; alles unterwarf sich dem neuen Herrn, denn dem Glücklichen fliegt die Menge immer entgegen. Neapel öffnete sogleich seine Thore, und empfing den Herrscher vom Auslande mit Dank und Jubel. — So war die Lage der Sachen, als der junge sechszehnjährige Konradin den kühnen Entschluß faßte, nach Italien zu gehen, um sich dort das reiche väterliche Erbtheil wieder zu erobern. Als hätten seine beiden Oheime, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern, sein böses Schicksal geahndet, ließen sie sich noch vor seiner Abreise seine Güter schenken, im Fall er ohne männliche Erben sterben sollte. Sein älterer Oheim Ludwig, und sein

Stiefvater, der Graf Mainhard von Tyrol, an welchen sich seine Mutter Elisabeth, eine Tochter des Herzogs Otto von Bayern, wieder verheirathet hatte, begleiteten ihn bis nach Verona. Hier verließen sie den unerfahrnen, hülflosen Jüngling, anstatt daß sie ihn hätten auf seiner gefährlichen Laufbahn mit Rath und That unterstützen sollen. Auch mehrere deutsche Ritter wandten ihm den Rücken, und sein kleines Häuflein schmolz auf die Hälfte zusammen.

Nur sein treuer Jugendgenosse, der Prinz Friedrich von Baden, hing fest an ihm, und war entschlossen, alle Noth und Gefahren mit ihm zu theilen. Und so beharrte denn Konradin standhaft auf seinem Vorsatz. In Deutschland hatte er nichts mehr zu verlieren, und sollte ihm das Glück wieder freundlich entgegen lächeln, so konnte es nur in Italiens heiterem Himmelsstrich geschehen. Er trat seinen Zug nach Pavia an, und nachdem er hier mit der kaiserlichen Parthei nähere Verabredungen genommen hatte, schickte er seine Truppen, die in Oberitalien einen bedeutenden Zu-

wachs gewonnen hatten, nach Thuscien voraus. Er selbst aber begab sich von Pisa aus zu Wasser dahin.

Hier schien ihm das Glück von allen Seiten günstig zu seyn. Die Truppen, die ihm Karl von Anjou entgegenschickte, wurden nachdrücklich zurückgeschlagen; die Provinz Lucca, die sich für denselben erklärte, wurde in kurzer Zeit erobert; der größte Theil von Calabrien und Sicilien erklärte sich öffentlich für ihn, und sein Heer wuchs mit jedem Tage. Clemens der Vierte bot alle Kräfte auf, um die Macht Karls von Anjou zu verstärken und Konradins glücklichem Vordringen Grenzen zu setzen. Die Römer selbst aber, die mit ihrem geistlichen Herrn in Zwietracht lebten, empfingen den jungen Konradin mit dem größten Pomp, und führten ihn im Triumph in die Stadt ein. Dem Papst recht zum Trotz äußerten sie ihre Freude durch lauten Jubel und öffentliche Feste. Clemens knirschte vor Wuth, mußte aber zulassen, was er nicht zu hindern vermochte.

Dies war aber auch der letzte Sonnenschein des Glücks, das ihm erst seit Kurzem so hold entgegen lächelte. Konradin eilte mit starken Schritten nach Apulien, und griff hier seinen Gegner herzhaft an. Schon glaubten seine Leute nach einem glücklichen Kampfe den Sieg in ihren Händen, und fingen an die Getödteten und Schwerverwundeten auf dem Schlachtfelde zu plündern. Da brach plötzlich Karl mit dem Kern seiner Truppen aus einem Hinterhalt hervor, fiel über die Zerstreuten her und schlug sie alle in die Flucht. Auch die Zurückgewichenen kehrten jetzt um, und wandten ihr Schwert gegen die Fliehenden. Jeder fernere Widerstand war fruchtlos, und Konradin mußte mit seinem treuen Waffengefährten, dem Prinz Friedrich von Baden, sein Heil in der Flucht suchen.

Er bestieg zu Astura, im Römischen Gebiet, ein Schiff, um nach Pisa zu entfliehen. Er ward aber erkannt, gefangen genommen und dem Karl ausgeliefert. Ach, die Verrätherei hat kein Erbarmen mit dem Unglücklichen, und

der gemeine Mann huldigt nur dem Glücklichen! Es wäre dem Sieger etwas leichtes gewesen, den unglücklichen Prinzen in Frankreich in ein so sicheres Gewahrsam zu bringen, daß er ihm nicht weiter hätte gefährlich werden können; allein er hielt es für seine Ruhe und Sicherheit für rathsamer, wenn er ihn ganz aus dem Wege räumte.

Damit aber diese unwürdige That dem Volke nicht in ihrer ganzen Häßlichkeit erscheine, ließ er ein förmliches Gericht über ihn halten. Man beschuldigte den Konradin, daß er gegen Karln, seinen rechtmäßigen Herrn, die Waffen ergriffen, Klöster geplündert und eins sogar angezündet habe. Mehrere von den Anwesenden, und besonders Guido von Sucaria, einer der größten Juristen seiner Zeit, vertheidigten ihn aufs kräftigste. "Ihr dürft den Un„schuldigen nicht zum Tode verurtheilen„ — sagte der erwähnte Rechtsgelehrte mit Freimuth und Entschlossenheit — "denn er empörte sich „nicht gegen einen Herrn, dem er Eid und „Treue geschworen; er wollte sich nicht auf eine „räuberische Weise ein Land erobern, auf das „er

„er kein Recht hätte: sondern er wollte nur „seine wirklichen oder vermeintlichen Rechte auf „ein Königreich geltend machen, das seine Vä„ter lange besessen haben. Er kam nicht mit „List und Verrath zu Euch; sondern stellte sich „seinem Gegner in offener Feldschlacht, wie es „Männern gebührt, entgegen. Ueberdem habt „Ihr ihn nicht mit den Waffen in der Hand, „sondern auf der Flucht hülf- und wehrlos ge„fangen. Die Klöster sind ohne sein Geheiß ge„plündert, und von dem Abbrennen eines un„ter ihnen, weiß er nichts. Wer mag auch „einen Feldherrn für Unthaten verantwortlich „machen, die von Natur im Gefolge des Krie„ges sind?„ —

So wahr und einleuchtend alle diese Gründe für die Unschuld des unglücklichen Konradin sprachen, so stimmte doch der größte Theil der Richter für den Tod des Prinzen, weil sie wußten, daß es Karl wünschte und wollte. Ach es ist gewiß ein großes Unglück, daß wenn die Herrscher und Mächtigen der Erde etwas Böses wollen, sich sogleich dienstwillige Arme finden,

die es ausführen. — Das Urtheil ward also abgefaßt, und dem zufolge, sollten Konradin von Schwaben, Friedrich von Baden und dreizehn andere Große auf öffentlichem Markte zu Neapel hingerichtet werden.

Beide Prinzen hörten ihr Todesurtheil sehr ruhig mit an, und zeigten überall sehr viel Würde und Edelsinn. Konradin sagte dem Oberrichter, Robert von Beri, der ihm das Urtheil vorlas: " Woher nimmst du die Frechheit, „über deinen rechtmäßigen Herrn und Regen„ten das Todesurtheil auszusprechen? „ — Der grausame Karl ließ sie darauf in eine mit schwarzem Tuch ausgeschlagene Kapelle führen, wo sie eine Messe für das Heil ihrer Seelen mit anhören mußten. Wurde gleich für sie gebeten, als wären sie die verruchtesten Sünder, die schwärzesten Verbrecher, so zeigten sie doch eine tiefe Andacht und Frömmigkeit. Was aber nach der Messe erfolgte, mußte jedes menschliche Gefühl empören, und mit Haß gegen den gefühllosen Karl erfüllen. Ein Mönch bestieg nämlich auf

Befehl desselben die Kanzel, und stellte mit brutaler Beredsamkeit Konradinens Vorfahren als die schändlichsten Verbrecher dar, vornämlich aus dem Grunde, weil sie im Bann der Kirche gelebt hatten.

War denn der Hartherzige noch nicht damit zufrieden, den Unschuldigen den Tod zu geben? Mußte er ihr Herz auch noch so schmerzhaft verwunden, ihr Gefühl so tief erschüttern? Was kümmerten ihn die Verstorbenen, daß er sie noch von heiliger Stätte herab verfluchen ließ? — Unstreitig waren diese Augenblicke die erschütterndsten für die beiden blühenden Jünglinge; aber sie zeigten auch hier eine männliche Fassung, und man hörte keine Klage aus ihrem Munde. Mit edlem Stolze blickten sie auf ihre unwürdige Richter herab.

Am Tage der Hinrichtung — es war der 29ste Oktober des Jahres 1268 — hatte sich eine unzählige Menge Menschen um das Blutgerüst versammelt. Der König Karl und seine Gemahlin hatten ihren Platz auf einem hohen Thurm genommen, um von hier aus das blutige Schau-

spiel in seinem ganzen Umfange übersehen zu können. Konradin und Friedrich, beide in karmoisinrothen Sammet gekleidet, traten jetzt auf die Bühne. Alle Zuschauer waren tief gerührt und zerflossen in Thränen. Wen hätte auch nicht die Jugend, Schönheit und Unschuld dieser edlen Jünglinge zum innigsten Mitleid hinreißen sollen? Das Todesurtheil wurde ihnen noch einmal von demselben Richter vorgelesen, und Konradin vertheidigte öffentlich seine gute Sache mit einer Wärme und Beredsamkeit, daß jeder der Umstehenden aufs innigste von seiner Unschuld überzeugt werden mußte. Er sagte laut, daß diese Grausamkeit gewiß dereinst von einem deutschen Fürsten gerächt werden würde.

Hierauf zog er einen Ring vom Finger, steckte ihn in seinen Handschuh, und warf ihn Heinrich Truchses von Waldburg zu, den er gerade unter dem Haufen bemerkte, mit der Bitte, denselben seinem Vetter, Peter von Aragonien, als eine Versicherung zu überbringen, daß er ihm sein Recht auf Sicilien abgetreten habe. Das Volk hoffte noch Begnadigung in

dem Augenblick der Entscheidung, besonders darum, weil sich auch die Königin mit auf dem Balkon des Thurmes befand, und Weiber doch ihr zartes fühlendes Herz nicht an einem so blutigen Anblick ergötzen werden. Aber es zeigte sich nirgends eine rettende Hand, und der unglückliche Konradin mußte zuerst das geliebte Haupt seines theuren Freundes zu seinen Füßen hinrollen sehen. Großmüthig war ihm dieser gefolgt, als ihn auch seine nächsten Verwandte verlassen hatten. Jedes Schicksal hatte er liebend mit ihm getheilt, und sich mit seinem Unglück fest verstrickt.

Jetzt sank auch das theure Haupt des edlen Konradin, und nach ihm wurden noch dreizehn vornehme Sicilianer theils enthauptet, theils aufgeknüpft. Bemerkenswerth ist es, daß dem Henker, der Konradin enthauptete, auf der Stelle der Kopf herunter geschlagen wurde, damit er sich der Hinrichtung dieses Prinzen nicht rühmen könnte.

Was auch immer das strenge Kriegsrecht erlaubte, so gibt es doch in dem ganzen Gebiete

der Geschichte wenig schaudervolle Auftritte, welche diesem gleichgestellt werden könnten. Er steht für den unmenschlichen Karl von Anjou mit ewiger Schande gebrandmarkt da. Konradin, ein edler Jüngling von sechszehn Jahren, der letzte Zweig eines berühmten Kaiserhauses, der nur sein rechtmäßiges väterliches Erbe suchte, wird von einem andern christlichen Prinzen, der ihm dies Erbe geraubt hat, aufs Blutgerüst gestellt. Dies mußte nothwendig alle Gemüther erbittern und dem Könige die Herzen seiner Unterthanen abgeneigt machen.

Karls eigener Bruder, Ludwig der Neunte, König von Frankreich, ward im Jahre 1249 von dem Sultan in Aegypten — den er, ohne je die geringste Beleidigung von ihm empfangen zu haben, angegriffen hatte — gefangen genommen, und gegen ein Lösegeld von hunderttausend Mark Silbers wieder auf freien Fuß gesetzt. Und Konradin durfte unter weit günstigern Umständen von einem christlichen Prinzen das nicht erwarten, was ein Sultan gethan hatte! — In Deutschland fühlte man den zu-

gefügten Schimpf tief genug, aber man war zu sehr in seinen eigenen Angelegenheiten verwickelt, um an Rache für die schändliche That zu denken.

Wie aber die wüthende und strafende Nemesis doch endlich den grausamen Karl von Anjou erreichte, sollen meine jungen Leser und Leserinnen in der nächsten Fortsetzung dieser Erzählungsstunden erfahren.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spieker, Christian Wilhelm,

Vater Hellwig unter seinen Kindern Zur nützlichen u. angenehmen Unterhaltung in Familien ; Mit Kupfern

Nürnberg 1809

P.o.germ. 2067 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129711-3